

HERBERT STEFFEN

**Mein langer Weg
vom Paulus zum Saulus**

LEBENSERINNERUNGEN

HERBERT STEFFEN

Mein langer Weg
vom PAULUS zum SAULUS

LEBENSERINNERUNGEN

Herbert Steffen: Mein langer Weg vom Paulus zum Saulus.
Lebenserinnerungen. Oberwesel 2022.

Titelfoto: Evelin Frerk

Mit Dank an alle Fotografinnen und Fotografen, insbesondere an
Evelin Frerk, die viele Fotografien für den dritten Bildteil bereitgestellt hat.

Weitere Fotos u.a. von Gabriele Röwer, Ricarda Hinz, Jacques Tilly,
Michael Schmidt-Salomon, Michael Reich, Elke Held, Roland Dahm,
Daniela Wakonigg, David Farago, Florian Chefai, Maximilian Steinhaus,
Michael Neyses und Hans-Albert-Archiv.

Gestaltung: Roland Dahm (er-de.com)

c/o: Herbert Steffen, Haus Weitblick, Auf Fasel 16, 55430 Oberwesel.
Oberwesel 2022

INHALT

VORWORT	6
1. ZUSTÄNDE WIE IM MITTELALTER	
Meine Kindheit in Mastershausen	8
2. DEMÜTIGUNGEN IM NAMEN DES HERRN	
Meine Zeit im Albertinum	24
3. KATHOLISCHE DOPPELMORAL	
Warum ich kein Priester wurde	38
4. EIN HUNSRÜCKER IN KÖLN	
Meine Zeit an der Universität	45
5. IM SIEBTEN HIMMEL	
Meine erste und zweite große Liebe	52
6. »ICH BIN UNTERNEHMER – KEIN UNTERLASSER«	
Vom Schreinerbetrieb zur Steffen AG	62
7. MEINE DAMASKUSERLEBNISSE	
Wie ich vom Paulus zum Saulus wurde	84
8. WISSEN STATT GLAUBEN	
Eine kurze Geschichte der Giordano-Bruno-Stiftung	106
9. AUSBLICK UND DANK	160
 ANHANG:	
Dankesrede zum Erhalt des Bundesverdienstkreuzes (1994)	166
Zur Verleihung des Ludwig-Feuerbach-Preises: Laudatio von Gerhard Czermak (2012)	171
Zum 75. Geburtstag: hpd-Artikel von Carsten Frerk (2009)	180
Das Herz des evolutionären Humanismus: Interview mit dem Magazin „Diesseits“ (2014)	183

Vorwort

Dies ist das erste und wohl auch das letzte Buch, das ich in meinem Leben schreibe. Zwar habe ich einige Artikel für Zeitschriften und Zeitungen formuliert, vor allem für die Betriebszeitungen meiner Firmen, aber ein Buch?! Dafür bestand kein Anlass. Für Bücher waren und sind die vielen klugen Menschen in der Giordano-Bruno-Stiftung zuständig. Mich mit ihnen zu messen, hätte ich nie gewagt.

In der letzten Zeit haben mich aber immer öfter Menschen darauf angesprochen, was mich denn im Alter von knapp 70 Jahren dazu bewegt hat, die Giordano-Bruno-Stiftung zu gründen. Ich wusste, dass es auf diese Frage keine einfache Antwort gibt und es ein ganzes Buch verlangen würde, meine Beweggründe richtig darzustellen. Ich wollte allerdings nicht als Selbstdarsteller erscheinen, weshalb ich die Idee einer Autobiographie schnell wieder verworfen habe.

Als mich im letzten Jahr dann aber mein langjähriger Weggefährte Michael Schmidt-Salomon darum bat, meine Erinnerungen aufzuschreiben, überwand ich meine Skrupel. Ich machte mich an die Arbeit – allerdings nur unter der Zusicherung, dass Michael mir später helfen würde, aus meinen sicherlich etwas holprigen Aufzeichnungen einen guten, lesbaren Text zu machen.

Noch bevor ich mit dem Schreiben anfang, war mir klar, dass mein Entschluss zur Gründung der Giordano-Bruno-Stiftung eine lange Vorgeschichte hatte. Tatsächlich wäre die gbs niemals entstanden, wenn mein Leben nicht so verlaufen wäre, wie es verlaufen ist. Man sagt ja: „Die größten Kritiker der Elche waren früher selber welche!“ So war es auch bei mir: Ich hätte mich ganz gewiss nicht so sehr über die Verbrechen der katholischen Kirche aufgeregt, wäre ich nicht zuvor ein so treues, ja: treudoofes Schaf in der „Herde des Herrn“ gewesen!

Fragt man mich nach meiner Herkunft, so antworte ich gerne: Ich stamme nicht aus der Neuzeit, sondern aus dem Mittelalter – aus einem kleinen Dorf im Hunsrück, das lange Zeit keine befestigten Straßen und keinen Strom kannte, in dem der Pastor der mit Abstand mächtigste Mann der Gemeinde war. Die Hälfte meines Lebens war ich gefangen in der geistigen Enge eines streng katholischen Weltbildes. Es hat lange gebraucht, um mich daraus zu befreien. Ich musste dafür einen harten und steinigen Weg „vom Paulus zum Saulus“ gehen, aber: Er hat sich gelohnt! Ich bin ein anderer Mensch geworden, ein Mensch, der die Welt mit anderen Augen sieht, der großzügiger, toleranter und glücklicher ist, als er es in den ersten 40 Jahren seines Lebens sein konnte.

Geholfen hat mir dabei der *Zufall* – die *Notwendigkeit*, mein Leben zu ändern, war stets vorhanden. Denn im Grunde hatte ich immer unter den Vorgaben des Glaubens gelitten, auch wenn ich mir das viel zu lange gar nicht eingestehen konnte. Vielleicht hilft das vorliegende Buch ja dem einen oder anderen Leser, sich selbst etwas früher aus der Zwangsjacke der Religion zu befreien, als es mir gelungen ist. Wenn ja, so hätte es seinen Zweck erfüllt.

Herbert Steffen, im März 2022

1. KAPITEL

Zustände wie im Mittelalter

Meine Kindheit in Mastershausen

Ich wurde am 18. Oktober 1934 als erstes Kind eines Schreinermeisters und einer Hausfrau geboren. Später, so mit 16 Jahren, haben wir immer gerechnet, ob die neun Monate vom Hochzeitstag bis zur Geburt auch eingehalten waren. Wer nach acht Monaten oder früher geboren war, wusste genau: „Aha, meine Eltern hatten schon Sex vor der Ehe!“ – und das war eine schwere Sünde. Ich hatte Glück: Ich war kein „Kind der Sünde“, denn ich wurde nach exakt neun Monaten und einer Woche geboren.

Innerhalb von acht Tagen wurde man getauft. Meine Großeltern legten Wert darauf, dass ich Heribert heißen sollte, da sie vom Pastor gehört hatten, dass der Kölner Bischof Heribert ein Heiliger war. Er wurde aber nie heiliggesprochen. Die undatierte Kanonisationsurkunde ist nämlich eine Fälschung aus dem 12. Jahrhundert. So fing mein Christenleben schon mit einer Lüge an.

Der Namenstag war für uns wichtiger als der Geburtstag, denn da gab es Geschenke und Gratulationen, während der Geburtstag nicht einmal erwähnt wurde. Als ich mit 13 ins Internat nach Gerolstein kam, und man mich fragte, wann mein Geburtstag sei, wusste ich anfangs keine Antwort darauf. Für uns Katholiken zählte nur der Namenstag, denn mit der Taufe wurden wir eigentlich erst zum „richtigen Menschen“.

Mit vier Jahren kamen wir in den Kindergarten. Der lag für mich praktisch, weil er im hinteren Teil des Erdgeschosses unseres Hauses angesiedelt war. Im vorderen Teil war die Schreinerei meines Vaters und im Obergeschoss wohnten wir. Vater war

nämlich vorher aus der kleinen Schreinerei seines Elternhauses in die alte Schule umgezogen, da die Gemeinde inzwischen eine neue Schule gebaut hatte.

Ein Badezimmer gab es in dieser Wohnung nicht, nicht einmal ein Klo. Wir mussten, selbst nachts, unsere Notdurft in einem Plumpsklo auf der Wiese erledigen. Klopapier gab es keins, nicht einmal Zeitungspapier, das kam erst viel später. Wir benutzten Heu, und das war angenehmer als das spätere Zeitungspapier. Am angenehmsten war es, seine Notdurft im Stall meines Großvaters zu erledigen. Da war es warm, man war nicht allein – es standen oder lagen ja einige Kühe in dem Stall – und Heu gab es auch genug. Man musste nur aufpassen, dass man nicht gerade unter einer Kuh saß, wenn die sich auch mal entleeren musste.

Aus dem Stall ging es direkt ins Wohnzimmer, in dem alles erledigt wurde, was nicht Küche und Schlafzimmer boten. Die Kartoffeln und andere haltbare Ware lagerten im Keller; dazwischen waren Mäuse und manchmal auch Ratten. Tellergerichte gab es nicht. Es standen Töpfe auf dem Tisch und jeder bediente sich nach Bedarf daraus. Vor dem Essen wurde natürlich gebetet, und dann ging der Kampf um die begehrtesten Speisen los.

Fleisch gab es nur selten, nur wenn gerade geschlachtet wurde und noch einige Tage danach. Beim Schlachten der Schweine standen wir oft dabei. Am meisten interessierte uns die Blase des Schweins. Nach der Leerung des Urins bliesen wir sie auf und banden sie zu. Für uns war das für einige Zeit der Ersatz für einen Fußball; einen echten konnten wir uns nicht leisten.

Ich habe lange überlegt, wie es mit der Körperreinigung in unserer Kindheit ausgesehen hatte. Badezimmer? Ich glaube, die Menschen im Dorf wussten nicht einmal mit dem Wort „Badezimmer“ etwas anzufangen. Selbst Duschen gab es nicht. Meine Eltern habe ich nie halbnackt oder gar nackt gesehen. Ich weiß bis heute nicht, wie sie sich am ganzen Körper gereinigt haben.

Und bei der körperlichen Arbeit, die sie verrichteten, wäre das doch zwingend geboten gewesen. Gut kann ich mich aber daran erinnern, wie wir Kinder „Körperpflege“ betrieben haben.

Der „Badetag“ war immer an einem Samstag. Dann wurde eine Zinkwanne, die sonst für die Wäsche benutzt wurde, in die Küche gestellt und mit Wasser gefüllt. Zuerst stieg meine Schwester hinein. Dann kam mein Bruder, zum Schluss war ich an der Reihe. Das Wasser wurde zwischendurch nie gewechselt. Der Letzte, das war immer ich, bekam dann den ganzen Dreck mit, den ihm seine Geschwister in der Wanne hinterlassen hatten.

Die sonntäglichen Messen waren für uns Kinder eine Qual. Wir waren alle im Chorraum versammelt, links die Mädchen, rechts die Jungen. Während die Erwachsenen im Kirchenschiff richtige Bänke mit Armlehnen beim Knien und Sitzbänke hatten, die sie während der Predigt benutzen durften, hatten wir Bänkchen, auf denen man nur knien konnte. Das war eine Folter, ganz besonders beim Dreiherrnamt, denn in diesem Fall dauerte der Gottesdienst mindestens eine Stunde länger als sonst. Gelegentlich kippte einer von uns um und musste in die Sakristei getragen werden. Wenn wir mal miteinander flüsternten, kam die Haushälterin des Pastors von ihrem erhöhten Sitz herunter und verteilte Kopfnüsse, die sehr schmerzhaft sein konnten.

Eines Tages – ich kann mich noch gut daran erinnern, es war Karfreitag, an dem Fleisch absolut tabu war – kam Großvater aus dem Pfarrhaus, wo er für den Pastor einige Dinge erledigt hatte. Wutschnaubend sagte er zu seiner Frau: „Räum den Tisch ab und bring das Beste, was Du hast, in jedem Fall auch ein schönes großes Stück Fleisch!“ Großmutter war ganz erschrocken: „Was ist denn mit dir los? Heute ist doch Karfreitag, da dürfen wir doch kein Fleisch essen! Im Gegenteil, es ist ein Fasten- und Abstinenztag, da dürften wir eigentlich gar nichts essen und erst recht kein Fleisch!“

„Das ist mir ganz egal!“, antwortete der Großvater sichtlich verärgert. „Ich war gerade im Pfarrhaus, um Treppenstufen zu erneuern, da roch es so appetitlich aus der Küche! Als die Köchin mal in ein anderes Zimmer ging und der Pastor im oberen Stockwerk war, schlich ich mich in die Küche. Und was meinst Du, was ich da sah? Zwei Riesenschnitzel, Bratkartoffeln, Gemüse, Salat und ich glaube, ich habe noch einen Pudding gesehen! Da konnte ich meine Arbeit nicht mehr fortsetzen. Und da es ohnehin zwölf Uhr war – die Glocken läuteten gerade –, habe ich das Pfarrhaus schnell verlassen und bin wutentbrannt nach Hause gelaufen. Wenn der Pfarrer, der uns immer predigt, was man darf und was man nicht darf, sich selbst nicht daran hält, dann müssen wir das auch nicht tun!“

Großmutter war zwar im Zweifel, ob sie Großvaters Befehl ausführen sollte, ging aber mit schlechtem Gewissen in die Küche und kochte aufs Neue, diesmal mit Fleisch. Bei der anschließenden Mahlzeit war uns dann allen mulmig zumute, aber Großvater bestand darauf, dass wir essen, was Großmutter auf den Tisch gestellt hatte. Und das war lecker und fast so gut wie an Ostern und Weihnachten.

Am 6. Dezember kam der Nikolaus, natürlich mit dem Knecht Ruprecht. Meist spielte Opa den Nikolaus, später, so mit 25 Jahren, durfte ich auch schon einmal in das Nikolauskostüm schlüpfen. Jedes anwesende Kind wurde gelobt für seine guten Taten und bestraft für die schlechten. Die „guten Kinder“ bekamen mehr von dem, was damals Süßigkeiten hieß, die „schlechten“ weniger und zusätzlich Peitschenschläge vom Knecht Ruprecht. Manchmal wurde auch ein „schlechtes Kind“ in einen Sack gesetzt und vor die Haustüre getragen, wo es einige Zeit in der Kälte verbringen musste.

Schlimm war für uns Kinder immer die Fastenzeit, vor allem, wenn in diese Zeit der Namenstag fiel. Man bekam zwar auch dann die sogenannten Zuckersteinchen. Diese wurden aber in ein Glas gelegt, das auf die Hochkommode gestellt wur-

de. Da wir täglich an dem Glas vorbeilaufen mussten, bekamen wir natürlich große Lust auf diese seltene Leckerei, die mit der Zeit immer stärker wurde. Niemand wagte sich aber an das Glas. Es war Psychoterror im Kleinen. Solche wie auch viele andere Vorschriften, die uns das Leben schwerer machten, kamen als Anweisung direkt vom Pastor.

Ich denke, die Eltern hatten unter seinen Vorgaben am meisten zu leiden. Eines Tages, ich war vielleicht 16 Jahre alt, sagte mein Großvater im Holzschuppen, er habe seine Frau noch nie nackt gesehen. Das wäre vom Pastor als eine Sünde bezeichnet worden. Später habe ich mich gefragt, woher dann die vielen Kinder kamen. Die meisten Frauen hatten 10 bis 15 Kinder geboren, von denen meist nur vier bis fünf das Erwachsenenalter erreichten. Die Kindersterblichkeit war groß; schon eine Blinddarmentzündung führte oft zum Tod.

Da die Großmutter ein langes Nachthemd anhatte, musste der Großvater, wenn er ihr „beiwohnen“ wollte, das Hemd nach oben schieben. Was dann passierte, musste im Dunkeln geschehen – Anweisung des Pastors. Von ihm gab es strenge Vorschriften, wann der Geschlechtsverkehr nicht stattfinden durfte, und auch, wann er stattfinden musste. Die ganze Fastenzeit war tabu. Deshalb kamen im letzten Drittel des Jahres auch so wenig Kinder auf die Welt. Es gab noch weitere Tage im Jahr, an denen Geschlechtsverkehr verboten war. Erlaubt, ja sogar vorgeschrieben, war er nur, wenn die Frau ihre fruchtbare Zeit hatte. Nur: Woher wussten die Menschen, was sie wann durften und manchmal sogar mussten? Vom Brautunterricht. Der Pastor hätte niemanden getraut, der nicht daran teilgenommen hatte. Diese Vorgaben wurden ihnen regelrecht eingebläut. Woher ich das alles weiß? Von Älteren, die mir das später hinter vorgehaltener Hand erzählten.

Schlimm war es für die Eltern, wenn ein Neugeborenes gestorben war, bevor es die „heilige Taufe“ empfangen konnte. Da diese Kinder keine Chance hatten, „in den Himmel zu kom-

men“, durften sie auch nicht in „geweihter Erde“ wie einem Friedhof beerdigt werden. Die Eltern sind dann nachts auf den Friedhof geschlichen und haben das Kind in einem Grab ihrer Vorfahren eingegraben. Das ging aber erst, nachdem der Friedhof außerhalb des Ortes angelegt war. Was die Eltern gemacht hatten, als der Friedhof noch direkt an der Kirche gelegen war, weiß ich nicht. Dieser Friedhof war einsehbar und konnte vom Pastor leicht überwacht werden. Gehört habe ich, aber nur gehört, dass die Kinder am Haus und dort oft im Kuhmist vergraben wurden.

Wann die auf der Straße spielenden Kinder abends nach Hause gehen mussten, bestimmten nicht die Eltern, das bestimmte natürlich auch der Pastor. Wenn um Punkt 18 Uhr die Abendglocken läuteten, ging er, bewaffnet mit einem Stock, durch die Dorfstraßen. Und wehe, der „Gottesdiener“ erwischte ein Kind, das noch auf der Straße war! Dann gab es Prügel mit dem Stock.

Die Hierarchie im Dorf war klar geregelt: Zuerst der Pastor, dann der Schulleiter und dann der Bürgermeister. Außer dem Schmied gab es nur noch einen Schreiner, zwei Gaststätten und einen Dorfladen. Die Hauptarbeit des Schmiedes bestand darin, den Pferden und Kühen die verlorenen Hufeisen zu ersetzen, aber auch Pflugscharen und sonstige landwirtschaftliche Geräte zu reparieren.

Der Schreiner, mein Großvater, war der erste Schreinermeister im Dorf, deshalb hieß sein Haus und seine Familie auch „Meistasch“. Mein Vater war der „Meisterjohann“ und ich „Meistaschherb“. Der Schreinermeister war für alles zuständig, was mit Holz in und an den Häusern zu tun hatte, vom Dachstuhl über die Haustüren und Fenster bis hin zu den Möbeln. Noch Ende der zwanziger Jahre gab es keinen Strom im Dorf. Die Maschinen, soweit man diese so nennen kann, wurden hand- oder fußbetrieben.

Im Dorfladen konnte man kaufen, was man als Bauer selbst nicht erzeugen konnte. Verpackungen gab es nur für ganz weni-

ge Lebensmittel. Die Leute brachten ihre Taschen und Töpfe mit und die Ware wurde hineingelegt oder geschüttet, je nachdem, was man brauchte.

Die Dorfstraßen waren nicht gepflastert oder geteert. Deswegen hatten wir Kinder oft Wunden an den Knien, weil wir beim Laufen schon mal hinfielen und uns an den spitzen Steinen verletzten. Auf einer Seite der Straßen waren die Steine etwas tiefer gelegt; dort sammelte sich das Regenwasser und lief die abschüssigen Straßen talwärts. Diese Rinnen nutzten ältere Frauen, die ausnahmslos lange Röcke und natürlich Kopftücher trugen, um bei Bedarf die Beine zu spreizen und zu urinieren.

Die Notdurft in dieser Form zu erledigen, war einfach: Die Frauen trugen keine Unterhosen. So konnten sie fast überall, im Stall und auf den Feldern Wasser lassen, ohne sich zu setzen oder den Rock zu heben. Büstenhalter gab es nicht, die Frauen wussten nicht einmal, was das war. Der Büstenhalter war nur in den Städten bekannt.

Alle fünf Jahre gab es eine Missio, so hieß damals der Besuch eines Paters in der Kirchengemeinde. Eine Woche lang predigte dieser fremde Geistliche in unserer Dorfgemeinde Richtlinien für ein christliches Leben. In den dreißiger Jahren befahl der Missio-Priester, dass die Frauen ab sofort Unterhosen zu tragen hatten. Daran konnten sich nur die jüngeren Frauen gewöhnen, die Alten blieben beim Gewohnten. Das wichtigste Thema war die „Hölle“. Sie wurde uns so schrecklich beschrieben, dass wir ein Leben lang Angst davor haben mussten und vielfach auch hatten.

Eine Kanalisation gab es nicht, auch keine Wasserleitungen in den Häusern. Es gab einige Brunnen im Dorf, zu denen die Frauen kamen, um Wasser zu schöpfen. Die Kleider wuschen sie in dem Bach, der sich am unteren Ende des Dorfes befand. Da es noch keinen Bäcker gab – der kam erst später –, machten die Frauen das abwechselnd in den drei dafür vorgesehenen Backhäusern.

Kurzweilig für uns Kinder wurde es immer, wenn das Dorf mit der Kartoffelernte beschäftigt war. Wir liefen dann hinter dem Pflug her und fingen die Mäuse ein, die durch die Pflugschar aus ihren Nestern vertrieben wurden. Diese steckten wir in die Tasche und nahmen sie mit nach Hause, wo wir sie in einem Käfig „zwischenlagerten“. Denn bestimmt waren sie für die Schule. Dort holten wir sie aus den Taschen und ließen sie im Klassenraum frei. Für uns Schüler war das immer ein großer Spaß. Das anschließende Durcheinander beim Einfangen der Tierchen lenkte den Lehrer und uns erfolgreich vom Unterricht ab.

Apropos Lehrer: Es gab einen Schulleiter, meist noch einen Zweitlehrer und manchmal eine Lehrerin. Zu ihr durften wir nur „Fräulein“ sagen. Keiner wäre auch nur auf den Gedanken gekommen, sie mit „Frau“ anzusprechen. Eine Lehrerin war auch nie verheiratet. Eine verheiratete Lehrerin wurde vom Staat nicht eingestellt; es galt das „Lehrerinnenzölibat“ bis 1976. Entschied sie sich bis dahin zu heiraten, musste sie ihre Stellung aufgeben und verlor zudem ihren Anspruch auf das Ruhegehalt.

Der Kirchgang am Sonntag war für alle Pflicht. An der „Christenlehre“ am Nachmittag mussten alle Kinder teilnehmen. Vor der Christenlehre wurde, zumindest in der Fasten- und Adventszeit, der Rosenkranz zu Hause in der Familie gebetet. In der Christenlehre las der Pastor Geschichten vor, fragte die Kinder, ob sie das verstanden hatten, und betrieb Missionierung, wo eigentlich nichts zu missionieren war – alle waren katholisch und meist auch gläubig. Aber das reichte noch nicht. Es war vor allem die Angst vor der Hölle, die uns Kindern immer wieder eingebläut wurde.

Der Himmel wurde nur selten erwähnt und wenn: nur schemenhaft ohne konkrete Vorstellung. Die Hölle aber wurde in den schauerlichsten Szenarien geschildert. Was dort passierte, wusste man ganz genau: Die schlimmsten Qualen und die schrecklichsten Torturen mussten die Ungläubigen in der Hölle

erleiden, und zwar eine Ewigkeit lang. Diese schreckliche Vorstellung prägte sich ein. Das machte den Menschen Angst und sie waren bereit, alles, was man von ihnen verlangte, zu tun oder zu lassen, um ja nicht in dem unvorstellbar schlimmsten Ort zu landen. Die Hölle war der größte Trumpf in der Hand der Kirche. Damit konnte sie alles erreichen, was sie wollte und was ihr nutzte.

Mit der Höllenangst hat sich die Kirche einen Großteil ihres Vermögens ergaunert. Vor allem waren es Grundstücke – überwiegend Ackerflächen, weil es Baugrundstücke im heutigen Sinne noch nicht gab. Am begehrtesten waren Weinberge an der Mosel. Wenn ein an guten Weinbergen oder Feldern reicher Winzer oder Bauer im Sterben lag, dann kam der Pastor in das Haus des Todgeweihten, um ihm die letzte Ölung zu geben. Das tat er zwar bei allen Dorfbewohnern; aber bei den „reichen“ brachte er immer den Notar mit. Der Priester gaukelte dem sterbenden Bauer oder Winzer vor, dass er ganz sicher nicht in die Hölle kommen würde, wenn er der „Mutter Kirche“ diesen oder jenen Acker bzw. Weinberg „vererbte“.

Ich vermute, dass diese Methode der „religiösen Erbschleicherei“ überall funktionierte, wo die Kirche die Hölle in die Köpfe der Gläubigen eingehämmert hatte – und dies sicherlich nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten, wo die Grundstücke deutlich wertvoller waren. Anders ist es nicht zu erklären, dass die katholische Amtskirche in Deutschland schon seit vielen Jahren der größte Grundbesitzer nach dem Staat ist.

Hochheilige Festtage waren Fronleichnam und Christi Himmelfahrt. Mit großem Aufwand stellten die Männer die Altäre auf, die Frauen waren für die sehr aufwändige Dekoration zuständig. Dazu gehörten auch die sogenannten „Teppiche“. Das waren wahre Kunstwerke aus Sägemehl, das in verschiedenen Farben nur dafür hergestellt wurde, damit der Pastor mit der Monstranz von der Straße zum Altar gehen konnte. Die Vorarbeit für diese Teppiche dauerte mehrere Tage, im Einsatz waren

sie später jedoch nur wenige Minuten. Ein noch weit größerer Aufwand wurde betrieben, wenn alle zehn Jahre der Bischof oder Weihbischof ins Dorf kam. Dann waren zusätzlich alle Wege, die der Bischof ging, mit bunten Blumen belegt und alle Häuser prächtig geschmückt.

Das Gemeindeland grenzte auf der Südseite an drei evangelische Gemeinden – eine Exklave der Sponheimer Grafen, die mit dem „Augsburger Religionsfrieden“ die lutherische Religion annahm, was zur Folge hatte, dass ihre Untertanen ebenfalls Lutheraner wurden. Dort, so wurde uns immer gepredigt, wohnen die „Teufel“. Ich selbst habe fest daran geglaubt, dass Protestanten „wahrhaftige Teufel“ sind. Noch als Jugendlicher hatte ich daran keinen Zweifel – und so erging es vielen anderen auch.

Dazu eine irrwitzige, aber wahre Geschichte: Ein Junge aus unserem Dorf tanzte einmal mit einem netten, ihm unbekanntem Mädchen. Als sich herausstellte, dass sie Protestantin war, erschrak er sich zu Tode, war aber zugleich verwundert darüber, dass sie weder einen Klumpfuß noch einen Teufelsschwanz besaß! Ich weiß, dass man sich so etwas heute kaum mehr vorstellen kann, aber ich sage es ja auch nicht ohne Grund: Ich stamme aus dem tiefsten Mittelalter! Der Hunsrück war lange Zeit eine kulturell völlig unterentwickelte Region. Die Aufklärung hat uns erst in den 1980er Jahren erreicht.

Wie groß der Hass zwischen Katholiken und Protestanten war, zeigte sich vor allem an den Feiertagen: An hohen Feiertagen der evangelischen Kirche, insbesondere am Reformationstag und Karfreitag, wies der Pastor die Bauern an, auf Ackerstücken, die in der Nähe der protestantischen Gebiete lagen, Jauche auszufahren. Der Wind kam meistens von Westen und zog direkt in die Dörfer, in denen die „gottlosen Protestanten“ ihre „Teufelsanbetung“ betrieben.

Dem katholischen Pastor hätte bei uns niemand widersprochen – und einem Bischof schon gar nicht! Ein „Hirtenbrief“ – so hieß das vom Bischof an seine Schafe verschickte und von

den Pastoren von der Kanzel herab vorgetragene Schreiben – war ein knallharter Befehl. Er galt auch, wenn es um Leben und Tod ging. Kurz vor Ende des 2. Weltkrieges befahl der Trierer Bischof den älteren Männern, die wegen ihres Alters nicht mehr „eingezogen“ wurden, unverzüglich an den Westwall zu gehen, um dort den Vormarsch der Alliierten zu stoppen. Wer diesem Befehl nicht nachkam, so hieß es, werde exkommuniziert, also aus der Kirche ausgeschlossen – die schlimmstmögliche Strafe für einen Hunsrückler, der an die „ewigen Marter der Hölle“ glaubte. Dann schon lieber „für Gott und Vaterland“ sterben. So dachten viele.

Während des Krieges unterstützten beide Kirchen das Nazi-Regime, einige Bischöfe waren regelrechte Hitler-Verehrer. Gut kann ich mich noch an die letzten Monate vor Ende des Krieges erinnern: Der Trierer Bischof Bornewasser ließ in seinem Bistum in allen Kirchen die Glocken aus den Kirchtürmen holen, um sie an die Rüstungsindustrie weiterzuleiten. Dort wurden sie eingeschmolzen und zu Kanonen verarbeitet. Kreuz und Hakenkreuz stützten sich gegenseitig. Die Hintergründe dieser weltgeschichtlichen Katastrophe wurden mir allerdings erst viele Jahrzehnte später bewusst, als ich Karlheinz Deschners Buch „Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert“ las.



Die Eltern Gertrud und Johann Steffen



Der einjährige Herbert



Die Hochzeit der Eltern



Herbert mit seinen Geschwistern und Großeltern (väterlicherseits)



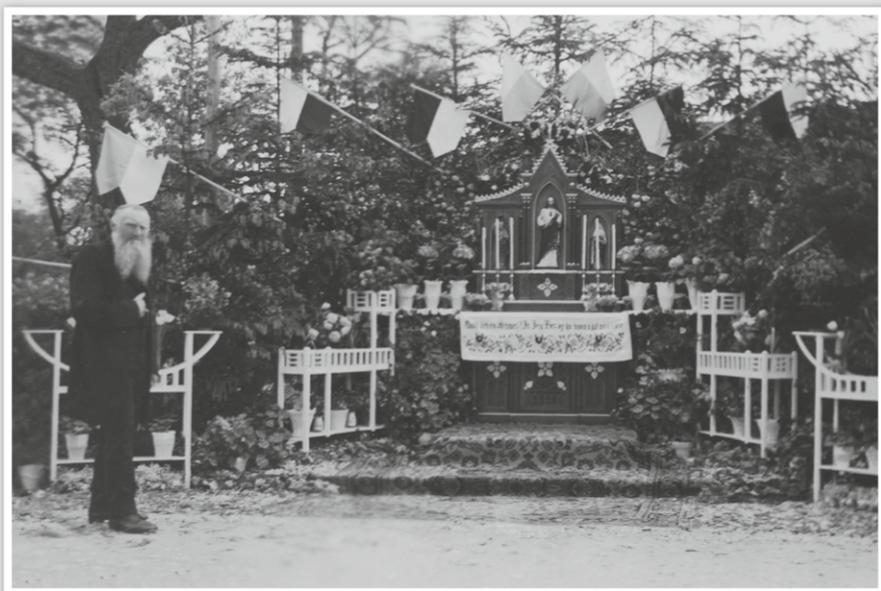
Das Haus der Großeltern (mütterlicherseits)



Auf dem Schulweg (1.v.r.)



Glocken für den Krieg



Fronleichnamsaltar, gebaut von Großvater Matthias Steffen (1935)



Herbert als Messdiener (l.v.l.)



Im Kreis der Familie

2. KAPITEL

Demütigungen im Namen des Herrn

Meine Zeit im Albertinum

Als ich mit 13 Jahren ins Bischöfliche Internat *Albertinum* nach Gerolstein in die Eifel geschickt wurde, gab mir meine Großmutter ihren Rosenkranz mit. Ich habe ihn heute noch als Andenken an sie. Sie ahnte wahrscheinlich, dass sie mich nicht mehr wiedersehen würde, denn kurz darauf starb sie mit 75 Jahren, kurz nach ihrem Mann.

Ich hätte auch nach Simmern, das nur 25 Kilometer entfernt war, aufs Gymnasium gehen können, aber mein strenger Vater hatte sicher Gründe, mich weiter weg von zu Hause zu wissen: Da ich nur dreimal im Jahr in den Ferien in mein Heimatdorf Mastershausen zurückkam, war ich die meiste Zeit aus seinem Blickfeld, was ihm offenkundig gefiel.

Da die beiden Brücken, eine in Bullay an der Mosel und eine bei Wittlich, am Ende des Krieges von der deutschen Wehrmacht zerstört worden waren, gab es keine Möglichkeit, per Zug nach Gerolstein zu kommen. Deshalb ließ mein Vater uns – neben mir besuchte auch noch ein Junge aus Kastellaun das Internat – mit einem offenen LKW nach Gerolstein fahren. Die Fahrt dauerte meist vier bis fünf Stunden. Am liebsten fuhren wir Kinder den Berg hoch, der sich von Bad Bertrich nach Hontheim erstreckte. Da der Holzkocher bergauf weniger als fünf Kilometer pro Stunde fahren konnte, stiegen wir während der Fahrt einfach aus und spazierten neben oder hinter dem schnaufenden Gefährt her.

Bei der Durchfahrt durch die Eifeldörfer war es besonders kurzweilig. Auf der Pritsche des LKW lagen immer etliche Säcke mit Kartoffeln. Diese wurden gebraucht als Tauschobjekt für

Holz, das der LKW auf der Rückfahrt mitnahm. In den Dörfern gab es viele Hunde, meist Schäferhunde. Da so selten ein Auto vorbeikam, liefen diese Hunde bellend neben dem Auto her. Wir öffneten einen Sack und bewarfen sie mit den Kartoffeln, was natürlich lautes Bellen auslöste und die Leute aus den Häusern lockte, um die Kartoffeln, die noch brauchbar waren, einzusammeln.

Als Jahre später die beiden Brücken wieder benutzt werden konnten, fuhr mein Vater uns mit einem alten Opel P4 nach Bullay. Dort nahmen wir den Zug, der uns über Wittlich, Trier, Prüm nach Gerolstein brachte. Die Fahrt dauerte etwa vier Stunden. Das Internat bestand erst ein Jahr und war in ein altes Gebäude eingezogen. Der Direktor Karl Pfeiffer war ein noch junger Geistlicher; wir nannten ihn – natürlich nur unter uns – Hanni, warum weiß ich nicht, wahrscheinlich weil er aus Trier kam. Hanni war damals der Spitzname für die Trierer. Sein Vize war ein Mann mittleren Alters, den wir nur Plato nannten.

In der Küche standen einige Ordensschwwestern, die kochten, putzten, die Wäsche machten und sonstige Hausarbeiten erledigten. Wir Jugendlichen – anfangs waren wir ca. 70, später 120 – schliefen in drei Schlafsälen in Stockbetten. Wichtig war, dass wir im Bett immer die Hände über der Bettdecke hatten: warum wusste ich damals noch nicht; ich war noch nicht in der Pubertät. Nachts ging manchmal das Licht an, dann stand der Direktor im Raum und suchte nach Kindern, die ihre Hände unter der Decke hatten. Diese mussten sofort aufstehen und so, wie sie im Bett angezogen waren, mehrmals um das Haus laufen, egal bei welchem Wetter; Schnee oder Regen spielten keine Rolle.

Samstagsvormittag war Duschzeit. In Gruppen von fünf Jungs wurden wir in den Keller gerufen. Dort standen nebeneinander fünf Duschkästen, in einer Breite, in der man sich kaum bewegen konnte. An der Decke war ein Duschkopf für jede Kabine. Nachdem wir uns vor der Kabine unter Aufsicht des Direktors nackt ausgezogen hatten, verschwanden wir in

unserem Holzkasten. Ohne Vorwarnung öffnete der Direktor das Ventil. Die erste Minute war ein Schock für uns, nur kaltes Wasser kam von oben. Dann wurde es etwas wärmer.

Gelegentlich öffnete sich der Vorhang und der Direktor stand dort und zielte mit dem Wasserschlauch, aus dem nur eiskaltes Wasser kam, auf unsere nackten Körper, bevorzugt auf die Geschlechtsorgane. Nach fünf Minuten mussten wir rauskommen, dann war die nächste Gruppe an der Reihe. Abgetrocknet haben wir uns außerhalb der Dusche.

Der Tag und auch die Woche waren exakt getaktet: Morgens gingen wir zuerst in die heilige Messe. Anschließend wurde im großen Speisesaal gefrühstückt. Dann marschierten wir bergabwärts über die Kyll, dann wieder aufwärts zum Gymnasium. In dieser Schule blieben wir bis zum Einjährigen, denn die Schule war ein Progymnasium, umfasste also nur die Klassenstufen 5 bis 10. Als Fremdsprachen konnten wir ab der Quinta aus vier Sprachen drei wählen: Griechisch, Latein, Französisch und Englisch. Ich entschied mich für die ersten drei Sprachen, weil ich damals schon daran dachte, eventuell Priester zu werden.

Nach dem Unterricht ging es schnurstracks zurück in den Kasten (so nannten wir das Internat). Dort gab es ein einfaches Essen – wie alles, was wir in den ersten Jahren zum Essen bekamen. Es war nicht nur einfach – Fleisch gab es höchstens einmal die Woche, wenn man das Stückchen zwischen den Kartoffeln überhaupt fand –, wir wurden auch fast nie satt, weil es von allem immer zu wenig gab. Für uns war das besonders schlimm, da wir noch im Wachstum waren und fast immer Hunger hatten. Einmal haben wir tatsächlich nachts die Brotkammer aufgebrochen, was uns anschließend schwere Strafen einbrachte. Wir konnten uns aber endlich einmal satt essen, egal ob mit oder ohne Aufstrich, Hauptsache: Brot!

Gelegentlich wurde einigen Mitschülern ein Päckchen mit Lebensmitteln von zu Hause geschickt, auch ich gehörte zu den Glücklichen. Allerdings war ich nur selten schnell genug, um

noch etwas aus dem Paket zu ergattern. Wie die Aasgeier stürzten sich die anderen Internatsschüler darauf und im Nu war alles geplündert.

Nach dem Essen hatten wir eine Stunde „Freigang“, d.h. wir durften uns auf dem Gelände frei bewegen. Das eigene Zimmer zu besuchen, war allerdings verboten. Anschließend fing das „Silentium strictissimum“ an, das immer bis 18 Uhr dauerte. In dieser Zeit durften wir uns nur mit unseren schulischen Hausaufgaben beschäftigen. Im Studiersaal herrschte absolutes Sprechverbot. Mit einer Ausnahme: Hatten wir etwas bei den Aufgaben nicht verstanden, durften wir leise zum Präfekten gehen und bei ihm nachfragen. Der Präfekt saß auf einem Pult, von dem er alles überschauen konnte.

Danach war das Sprechverbot aufgehoben und wir gingen in den Speisesaal zum Abendessen. Während des Essens war allerdings wiederum Stillschweigen angesagt, weil ein vom Präfekten bestimmter Mitschüler aus irgendeinem langweiligen, meist religiösen, Buch vorlesen musste. Nach dem Essen hatten wir endlich die Möglichkeit, uns bis 20 Uhr anderweitig zu beschäftigen. Meistens tauschten wir uns dann mit Mitschülern aus. Danach war Bettgezeit.

Nach zwei Jahren im Internat hatte der Direktor einen „Musiklehrer“ aus Kyllburg engagiert, der an der Schule unterrichtete und Interessierten abends Klavierspielen beibrachte. Ich durfte kein Klavierspiel lernen, so gerne ich es auch getan hätte. Der Grund hing mit dem Schreiner-Beruf meines Vaters bzw. mit meiner unschönen Bekanntschaft mit einer seiner Hobelmaschinen zusammen: „Dir fehlt ja ein halber Finger!“ sagte Pidder, wie wir unseren Musiklehrer aus Kyllburg nannten. Aber in den Chor, den er in dieser Zeit aufbaute, wurde ich aufgenommen, zuerst in den Sopran, nach dem Stimmbruch in den Bariton.

Samstag war unser sogenannter „freier Tag“: Diese Freiheit beschränkte sich auf die Zeit von 14 bis 17 Uhr. Dann gingen wir

in die Stadt oder an die Kyll, deren Flussbett damals noch nicht reguliert war. Es gab dort auch noch keinen Gerolsteiner Sprudel. Da wir im Sommer oft Durst hatten, uns aber das Geld für das einzige Café der „Stadt“ fehlte, gingen wir an eine bestimmte Stelle neben der Kyll, wo das Wasser ständig sprudelte. Wir legten uns auf den Boden und stillten unseren Durst an den ca. 20 cm hohen Sprudelquellen, die direkt aus dem Boden kamen.

Auch bei den Gerolsteiner Dolomiten war es sehr schön. Dabei handelt es sich um eine Gesteinsformation, die vor 30 Millionen Jahren entstand, was uns damals aber niemand sagte, entweder, weil man es nicht wusste, oder, weil es mit den Aussagen der Bibel nicht übereinstimmte. Von diesem Platz aus hatte man einen herrlichen Blick auf die Stadt und das umliegende Land. Dort saß ich oft auf einem Felsvorsprung und hing meinen Gedanken nach. Ich sehnte mich sehr nach einem Zuhause, in welchem ich mich geborgen fühlen könnte, nach einem Vater und einer Mutter, die liebevoll miteinander und mit uns Kindern umgehen würden. Mit meiner Realität hatte dieser Tagtraum leider wenig zu tun.

Auf dem Gelände des Internats wurde später eine Muttergottesstatue aufgestellt und eine Holzbaracke als Kapelle gebaut. Für mich war es ein Bedürfnis, täglich einmal in die Kapelle zum Beten zu gehen und die Statue zu besuchen. Die „Heilige Jungfrau“ war so etwas wie eine Ersatzmutter für mich. Ich habe ihr meine Probleme vorgetragen und oft dabei geweint.

Ab Anfang der 50er Jahre fanden in dem Eifeler Zisterzienserklöster Himmerod jedes Jahr eine Woche lang Exerzitien statt. Dort waren die Regeln für die Teilnehmer noch strenger als im Internat. Die größte Herausforderung: eine Woche lang SCHWEIGEN. Außer den Gesängen in der Klosterkirche und der Beichte durften die Jungen – Mädchen gab es dort keine – kein einziges Wort sprechen. Das galt auch für die kurz bemessene Freizeit, in der wir im Klosterpark spazieren gehen durften, möglichst jeder für sich allein. Natürlich haben wir, wenn wir

uns unbeobachtet fühlten, miteinander getuschelt. Aber man musste ständig die Umgebung im Auge behalten, um nicht erwischt zu werden.

Der Präfekt hatte seine „Lieblingsschüler“, die ab und an auf sein Zimmer kommen durften. Was sich dort abspielte, entzog sich meiner Kenntnis. Später kam ein neuer Präfekt hinzu, wodurch der alte Präfekt zum „Oberpräfekten“ aufstieg. Dieser neue Präfekt hatte offenbar gemerkt, was sich in dem Zimmer seines Kollegen abspielte – und wollte wohl nicht leer ausgehen: Auch er suchte sich gelegentlich zwei bis drei Jungs aus (es waren fast immer dieselben) und nahm sie mit auf sein Zimmer. Die Größeren von uns ahnten, was dort geschah; ich war noch zu jung und zu naiv, um mir darüber Gedanken zu machen.

Eines Abends jedoch kam ein Krankenwagen mit Tatütata angefahren. Wir waren schon im Bett und konnten nicht sehen, was da passierte. Am nächsten Tag war der Präfekt verschwunden. Später erfuhr ich von einem, der dabei war, was sich dort abgespielt hatte: Zuerst hatte sich der Präfekt nackt ausgezogen. Dann mussten die Jungs ihm einen Strick um den Hals legen. An der Decke des Zimmers war ein Haken angebracht. Zwei der Jungs hoben den Präfekten ca. 10 cm vom Boden weg, der Dritte knüpfte das Seil um den Hals und dann an den Haken in der Decke. Danach verließen sie das Zimmer und gingen nach einer Viertelstunde wieder zurück, um ihn loszubinden.

An dem Tag, als der Krankenwagen kam, hatten sie jedoch vergessen, den Präfekten „rechtzeitig“ von dem Strick zu befreien. Als sie zurückkamen, fanden sie ihn halb erstickt vor. Sie lösten schnell das Seil und verständigten – notgedrungen – den Direktor, der, nachdem er sah, was geschehen war, sofort den Krankenwagen rief. Wie wir später erfuhren, wurde der „hochwürdige Herr Präfekt“ direkt vom Krankenhaus ins Gefängnis gebracht.

Ich habe glücklicherweise solche Dinge nie erlebt. Das hing sicher damit zusammen, dass mein Vater, der ja eine Möbelfabrik

hatte, die Kirchenbänke, Tische und sonstige Möbelstücke fürs Internat baute. Und mit einem solchen Gönner wollte man es sich nicht verscherzen. Hätte ich, nachdem ich von dem Vorgang erfahren hatte, dies meinem Vater erzählt, hätte er mich sicherlich windelweich geschlagen. Über einen Geistlichen, egal ob im Internat oder im Heimatdorf, etwas Schlimmes zu sagen, kam einer Gotteslästerung nahe. Ein solcher Vorwurf wäre nie und nimmer überprüft worden – man muss sich daher nicht darüber wundern, dass der kirchliche Missbrauchsskandal so viele Jahrzehnte unter den Teppich gekehrt werden konnte.

Eine ganz üble Masche war die sonntägliche Kommunion bei der Heiligen Messe. Es wurde erwartet, dass jeder der Schüler von der Bank aus nach vorne zum Direktor (gleichzeitig Pastor) ging, um den Leib des Herrn zu empfangen. Wir wussten, dass man dies aber nur im Stande der „heiligmachenden Gnade“ durfte, man durfte also vorher keine Sünde begangen haben. Onanie galt jedoch als schwere Sünde. Wir waren überwiegend in der Pubertät und da war es fast unmöglich, im Laufe des Tages nicht einen „Ständer“ zu haben. Onanie war daher keine Lust, sondern Erlösung.

Wer es mit dem Verbot ernst nahm, nach einer „Selbstbefriedigung“ nicht anschließend die heilige Kommunion empfangen zu dürfen, blieb in der Bank knien. Und jeder wusste dann: „Aha, der hat sich wieder befriedigt!“ Das war schlimmer als Spießrutenlaufen, das war Folter! Deshalb gingen einige, ich gehörte dazu, samstagnachmittags in die Stadtkirche zum Beichten, um von unseren „schweren Sünden“ reingewaschen zu werden.

Manchmal nahm uns aber auch Pater Pius – von uns nur „P“ genannt – die Beichte ab. Während wir bei den Stadtbeichten nach dem Beichtspiegel vorgingen, brauchten wir uns bei „P“ nicht vorzubereiten. Er stellte uns Fragen – und zwar Fragen, bei denen es nur um Sex ging. Ab und zu hörte man ein kurzes Stöhnen, das wir auf den Eindruck unserer Sünden zurückführ-

ten, die unsere Schilderungen bei ihm hinterließen. Später wurde mir jedoch klar, auch nach Gesprächen mit anderen, dass er sich dabei selbst befriedigt hatte.

So verliefen die Tage, Wochen und Monate bis zum nächsten Heimaturlaub. Sechs Jahre besuchten wir das Gymnasium in Gerolstein, bis zum Einjährigen, dann erfolgte der Schulwechsel ins Vollgymnasium nach Prüm. Außer der 25 Kilometer langen Bahnfahrt von Gerolstein nach Prüm waren wir im Internat jedoch in den gleichen Trott eingespannt wie zuvor auch. Trotzdem war es für uns eine neue Erfahrung: Denn wir trafen in der Klasse und natürlich auf dem Schulhof: *Mädchen*. Außer den verummumten Nonnen kannten wir ja sonst keine Frauen.

Eine Freundin zu haben, war allerdings unmöglich. Abgesehen von unserer Schüchternheit, ein Mädchen überhaupt anzusprechen, wären wir sofort aus dem Internat geflogen, wenn die Direktion etwas davon erfahren hätte. Schließlich wurde das Internat von der Diözese nur deshalb unterhalten, weil man dort die künftigen Priester heranziehen wollte. Einer wurde einmal erwischt, als er mit einem Gerolsteiner Mädchen spazieren ging. Er durfte nur deshalb bleiben, weil er zu den (missbrauchten) „Lieblingsschülern“ des Oberpräfekten gehörte und dieser befürchtete, der Junge könnte sich für einen Rausschmiss rächen.

Sonntags kamen auch schon mal Gerolsteiner Schüler in die Kapelle. Gelegentlich war auch ein junges Mädchen dabei, das es offenbar auf mich abgesehen hatte. Als ich sie an einem Samstagnachmittag in der Stadt traf, bat sie mich, in dem einzigen Café der Stadt eine Cola zu trinken. Ich willigte ein, war aber sehr ängstlich, erwischt zu werden. Wir haben vielleicht eine halbe Stunde dort gegessen, dann haben wir uns verabschiedet, ohne uns je noch einmal begegnet zu sein. Einer meiner Internatskollegen muss mich wohl gesehen und beim Direktor verpetzt haben. Dieser rief sofort bei meinem Vater an. Was er ihm gesagt hat, weiß ich nicht; aber zwei Stunden später war mein Vater im Internat!

Der Direktor schickte uns in ein Zimmer. Mein Vater war aufgeregt und aufgebracht. Einen Satz von ihm habe ich mein ganzes Leben nicht vergessen: „Wenn du aus dem Internat fliegst, brauchst du nie mehr nach Hause zu kommen!“ Das war das Schlimmste, was er mir sagen konnte. Wo sollte ich denn hin, wenn ich kein Internat und kein Zuhause mehr hatte?! Aber es geschah nichts. Ich blieb im Internat, vermied aber von da an ängstlich jeden Kontakt zum anderen Geschlecht. Dabei gab es in Prüm ein Mädchen, für das ich schwärmte. Noch heute weiß ich ihren Namen: Ulla Regnery. Ich hätte viel dafür gegeben, mit ihr mal sprechen zu dürfen. Dazu ist es aber nie gekommen. Später habe ich sie aus den Augen verloren.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hatten wir in Prüm eine ganz andere Lehrerschaft. In Gerolstein war die Rute noch im Einsatz; sie lag immer griffbereit für den Lehrer an der Tafel. Das gab es in Prüm nicht. Später erfuhr ich, dass in Gerolstein überwiegend Lehrer eingesetzt wurden, die es in der Nazizeit zu arg getrieben hatten – eine Art Strafversetzung also.

Von dieser Sorte Lehrer blieben wir in Prüm verschont – bis auf den Mathelehrer. Als er einmal mit meiner Antwort auf eine Frage nicht zufrieden war, befahl er mir, mich auf die Bank zu stellen und zu sagen „Ich bin ein Idiot!“ Da waren wir schon in der Obersekunda und ich wusste, dass alle, auch die Mädchen in der Klasse, gespannt waren, was ich in dieser Situation machen würde. Ich weiß bis heute nicht, wie ich damals den Mut aufbrachte, seinem Befehl nicht zu folgen. Wir waren ja im Internat zu willenlosen Menschen erzogen worden. Meine Weigerung führte aber zu keinen weiteren Strafen, außer dass meine Noten bei diesem Lehrer nach dem Vorfall schlechter ausfielen.

Einen Lehrer habe ich nie vergessen, es war der Religionslehrer. Er erzählte uns viel von seinen Kriegserlebnissen in Russland. Das war Unterricht in ganz anderer Form! Er war an vorderster Front eingesetzt: Wenn die russischen Tanks kamen, begann ihre „Arbeit“. Mit einem Bündel Handgranaten

bewaffnet sprangen sie auf die T34, hoben den Deckel, warfen eine Handgranate hinein und verschlossen die Klappe. Damit tötete man alle Soldaten, die im Panzer saßen. „Effektiver ging es nicht!“, sagte er.

Unser Lehrer berichtete auch von schockierenden Massenvergewaltigungen: Wenn man eine Frau gefangengenommen hatte, wurden ihr die Kleider vom Leib gerissen, dann stieg zuerst der Ranghöchste auf sie, danach – entsprechend der Rangordnung – die übrigen Kameraden. Wenn alle durch waren, war die Frau oft tot. Wenn es keine lebendigen Frauen gab, musste auch mal eine Frauenleiche genügen. – Der Religionslehrer, der auch Priester war, blieb uns nur ein Jahr erhalten. Danach verschwand er spurlos. Wir haben nie mehr von ihm gehört.

Zur Abiturprüfung wurde ich nicht zugelassen. Der Direktor der Schule sagte mir, ich solle es nicht so tragisch nehmen; nach einem halben Jahr könnte ich es nachholen. Aus dem halben Jahr wurde ein ganzes und ich war dieses ganze Jahr in einer anderen – niedrigeren – Klasse, die mich, zusammen mit zwei anderen Nicht-Zugelassenen, immer etwas verächtlich behandelte. Mein Abitur schloss ich dann mit der Note „befriedigend“ ab. Die beste Note erhielt ich in Religion – eine glatte Eins. Ich habe über das Johannesevangelium gesprochen, aber nicht auf Deutsch, sondern in Alt-Griechisch. Der Einzige, der mich verstand, war der Griechisch-Lehrer. Und der konnte mich gut leiden, weil ich zu den wenigen gehörte, die Griechisch als Fach gewählt hatten.

Nach dem Abi verließ ich das Internat. Meine Bindung an diesen Ort war aber so groß, dass ich später noch mehrmals dorthin fuhr. Es war wohl eine Art Hassliebe, die mich lange nicht losließ.



Erziehung „im Namen des Herrn“: Das Albertinum in Gerolstein



Küche



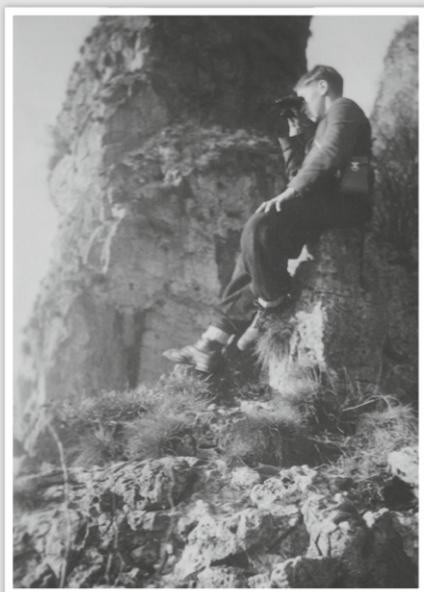
Schlafsaal



Speisesaal



Studiosaal



Lieblingsplatz in den Dolomiten



Die Sportlergruppe des Albertinum
(Herbert 2.v.l.)



Prozession der Albertiner mit Herbert als Fahnenträger



Abiturklasse am Albertinum (Herbert 1.v.r.)

3. KAPITEL

Katholische Doppelmoral

Warum ich kein Priester wurde

Endlich hatte ich die Schule und das Internat hinter mir. Jetzt stand ich vor der Frage: „Was machst Du jetzt?“ Eigentlich war die Frage überflüssig. Ich hatte mich schon längst entschieden, Priester zu werden. Nur der Umstand, dass ich dann keine Frau haben konnte, brachte mich immer wieder ins Grübeln. Dennoch: Der Wunsch, Priester zu werden, hatte sich in mir im Laufe der vielen Jahre so sehr gefestigt, dass ich mich im Priesterseminar in Trier als Priesteraspirant anmeldete.

Da es noch zwei Monate dauerte, bis das Semester begann, verbrachte ich die Zeit in meinem Heimatort und bei Kameraden, die ich im Internat oder im Gymnasium kennengelernt hatte. Zufällig fiel der Josefstag in diese Zeit, benannt nach dem heiligen Josef – sofern es ihn überhaupt gab. Der wahre Vater von Jesus könnte nämlich auch ein römischer Legionär gewesen sein, der zeitweise in Judäa stationiert war und dann nach Germanien an den Rhein versetzt wurde. Bei Ausgrabungen in der Gegend von Bingen wurde ein Grabstein gefunden, der von einem Legionär stammte und auf dem man Hinweise auf eine Beziehung zu einer jüdischen Frau namens Maria fand. (Der Grabstein ist heute im Museum in Kreuznach zu finden.)

Wie dem auch sei: Der Bibel zufolge war Josef Schreiner. Daher mussten alle Mitarbeiter der Schreinerei Steffen vor Beginn der Arbeitszeit in die „heilige Messe“ gehen. Der Messbesuch wurde als Arbeitszeit gerechnet und auch so bezahlt. Ich selbst erhielt dafür zwar keinen Lohn, ging aber freiwillig in die Josefs-Messe. Denn ich versprach mir davon einen „himmlischen Lohn“, ganz ergriffen von dem Gedanken, Priester der „Heiligen Katholischen Kirche“ zu werden.

Die zwei Monate gingen schnell vorbei. Ich packte meinen Koffer und mein Vater brachte mich nach Trier; ein eigenes Auto hatte ich ja nicht. Nach der Begrüßung führte mich der Regens (Vorsteher des Priesterseminars) in mein Zimmer – endlich ein Einzelzimmer! Am nächsten Morgen begann der Tag mit der „heiligen Messe“; das war für mich nichts Neues, das kannte ich ja schon aus dem Internat.

Einige Tage später rief mich der Regens zu sich. Er fragte, „Wie gefällt es Ihnen bei uns?“ Ich antwortete, dass ich mich noch nicht richtig eingewöhnt habe, aber mit den Seminaristen, die ich bereits etwas kennenlernen konnte, schon gute Kontakte geknüpft habe. Und mit einem Leben in einer geschlossenen Gesellschaft sei ich ja schon durch meine lange Internatszeit vertraut. „Dann ist ja alles in Ordnung!“, meinte der Regens. „Wir sehen uns morgen bei der Frühmesse!“

Als ich zur Türe ging, drehte ich mich noch einmal um und sagte: „Herr Regens, ein Problem trage ich aber noch mit mir herum!“ „Und was ist das für ein Problem?“, fragte er. „Wenn man Priester wird, darf man ja nicht heiraten“. „Das ist richtig“, antwortete er, „aber das wussten Sie doch schon, als Sie ins Priesterseminar eingetreten sind!“ „Ich weiß“, entgegnete ich, „aber ich weiß nicht, ob ich mein ganzes Leben lang ohne eine Frau leben kann!“

„Wer hat denn gesagt, dass Sie keine Frau haben dürfen?“ Der Regens schaute mich erheitert an. Seine Frage brachte mich aus der Fassung. „Ich denke, man darf als Priester doch keine Ehe eingehen!“, sagte ich. „Das stimmt, aber das heißt doch nicht, dass man keine Frau haben darf!“ Der Regens lächelte: „Sie treten ja, wenn Sie Priester werden, nicht in einen Orden ein! Das heißt, Sie legen doch nicht das Gelübde der Armut, des Gehorsams und Keuschheit ab!“ Ich fiel aus allen Wolken: „Wie soll ich das denn verstehen?!“, fragte ich. Antwort des Regens: „Ganz einfach: Heiraten dürfen Sie zwar nicht, aber gegen einen Beischlaf mit einer Frau hat die Kirche nichts einzuwenden!“

Ich war wie vom Schlag getroffen. „Ich dachte, man dürfte nur dann Geschlechtsverkehr haben, wenn man verheiratet ist!“, stammelte ich in meiner Naivität. Der Blick des Regens wirkte nun fast mitleidig: „Warum machen Sie sich das Leben denn so schwer?!“, fragte er mich. „Es gibt nur eine Verhaltensregel, die Sie beachten müssen: Wenn Sie eine Frau finden, mit der Sie gerne schlafen möchten, dann suchen Sie sich eine dort, wo man Sie nicht kennt, keinesfalls aber in Ihrer Pfarrei! Oder aber Sie suchen sich eine Haushälterin, die nach Ihrem Gusto ist. Das wird von den Gläubigen nicht moniert. Und wenn Sie diese Frau loswerden möchten, dann lösen Sie das Arbeitsverhältnis einfach auf und suchen sich eine Neue! Das hat noch den Vorteil, dass Sie im Falle einer Trennung, im Gegensatz zu einer Ehe, Ihr Vermögen nicht teilen müssen. Sie sehen: Diese Art zu leben hat auch Vorteile!“

Ich war sprachlos. Mit einem „Gute Nacht, Herr Regens!“ verabschiedete ich mich und ging in mein Zimmer. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Die Gläubigen, so auch ich, waren immer der Meinung gewesen, dass ein Priester nicht nur nicht heiraten, sondern auch keinen Sex mit einer Frau haben durfte – und nun das!

Am nächsten Morgen bat ich den Regens um ein kurzes Gespräch. Ich sagte ihm, dass ich mein Leben nicht auf einer Lüge aufbauen könne: „Den Gläubigen vorzumachen, man heirate nicht, weil man keinen Sex haben dürfe, obwohl man in Wirklichkeit eine versteckte Ehe führt, ist Heuchelei, ja: eine Lüge! Und wenn ich die Bibel noch recht in Erinnerung habe, dann steht dort geschrieben: Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Gräu!“ Der Regens machte nicht einmal mehr den Versuch, mich umzustimmen. Seminaristen hatte er genug und an weiteren Bewerbern mangelte es damals nicht.

Später wurde mir klar, warum das so war. Bis zu den 68ern hatten homosexuell veranlagte Männer – Gleiches galt für Frauen – wenig Möglichkeit, ihre Sexualität auszuleben, ohne in der

Gesellschaft aufzufallen. Die einzige Möglichkeit bestand darin, ins Priesterseminar oder Kloster zu gehen. Dort fand man Gleichgesinnte in Hülle und Fülle, was mir damals aber noch nicht bekannt war. Erst nach den Studentenrevolten in den Universitätsstädten, besonders in Köln und München, verbesserte sich die Lage von Homosexuellen allmählich. Ab dieser Zeit verringerte sich auch beständig die Zahl der Priester- und Mönch-anwärter.

Nach dem Gespräch mit dem Regens verließ ich das Zimmer, packte meinen Koffer und rief meinen Vater an, er möge mich doch bitte wieder abholen, was ihn in höchstem Maße erzürnte. Was ich mir dann im Auto anhören musste, hatte ich so bei ihm noch nie erlebt. Er hatte zwei Söhne und einer von beiden sollte auf jeden Fall Priester werden. Nun setzte mein Vater seine ganze Hoffnung auf meinen sieben Jahre jüngeren Bruder. Es gelang ihm, ihn ins Priesterseminar nach Trier zu schicken, wo er bis zum Diakonat blieb. Anschließend sollte er zwei Jahre als Kaplan in einer saarländischen Gemeinde Dienst tun und dann zum Priester geweiht werden. Vor der Weihe durften die Studenten allerdings ein Semester lang an einer Uni studieren. Mein Bruder wählte München und lernte dort ein ganz anderes Leben kennen. Er entschied sich, auf die Priesterweihe zu verzichten und weiterhin seinen Dienst als Kaplan zu tun.

Eines Tages erzählte er mir, dass er mit den beiden Opferkörbchen sonntags an den Bänken vorbeiging, damit die Kirchenbesucher ihren Obolus dort einwerfen konnten. Nach der Messe schickte der Priester seinen Kaplan weg und blieb allein in der Sakristei. Neugierig, wie mein Bruder war, wollte er wissen, was der Priester dort machte. Dabei beobachtete er mehrmals, wie der Pastor die Scheine aus den Körbchen nahm und in seine Tasche steckte. Vielleicht war das auch einer der Gründe dafür, dass mein Bruder seinen kirchlichen Beruf aufgab und sich laisieren, d.h. von seinen kirchlichen Pflichten entbinden, ließ.

Später erfuhr ich, dass einer der Trierer Bischöfe drei Kinder gezeugt hatte. Offenbar störte dieser Umstand sein Ansehen bei den Trierern nicht, vielleicht kannten sie das schon von anderen Bischöfen. Ich selbst konnte mit dieser Doppelmoral nicht umgehen, kann es bis heute nicht! Ich war entweder warm oder kalt, doch niemals lau. Wenn ich von einer Sache überzeugt war, setzte ich mich hundertprozentig für sie ein.

Dummerweise war meine „Herzenssache“ damals der Katholizismus: Hätte die Kirche von mir verlangt, einen Sprengstoffgürtel anzuziehen und die „Ungläubigen“ in die Luft zu sprengen – ich fürchte, ich hätte es getan! Deshalb kann ich gut nachvollziehen, was radikale Islamisten tun. Man muss die religiöse Hirnwäsche selbst erlebt haben, um wirklich begreifen zu können, was sie bei einem Menschen anrichtet.

Viele Menschen nehmen die Religion und das, was sie von ihnen verlangt, auf die leichte Schulter. Ich war jedoch von meiner Veranlagung sowie durch einschneidende Prägungen durch Familie und Internat auf dem besten Weg, zu einem echten „Hardcore-Katholiken“ zu werden. Niemals hätte ich ein Buch angefasst, das auf dem „Index der verbotenen Bücher“ gelistet war. Ich hätte um mein „Seelenheil“ gefürchtet! Denn für mich war das Taufgelöbnis ein „heiliger Schwur“, den man unter keinen Umständen brechen darf. Das entsprechende Kirchenlied kann ich selbst heute noch im Schlaf singen: *„Fest soll mein Taufbund immer stehn / Ich will die Kirche hören! / Sie soll mich allzeit gläubig sehn / Und folgsam ihren Lehren! / Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad / In seine Kirch berufen hat / Nie will ich von ihr weichen!“*

Ein heidnischer Saulus war ich zwar nie gewesen, aber nach der strengen Internatszeit hatte ich mich zu einem echten Paulus entwickelt. Und wie der Paulus in der Bibel erlebte ich auf meinen „Missionsreisen“ mitunter mein „blaues Wunder“ – allerdings schockierte mich weniger das Verhalten der „Heiden“, mit denen ich ohnehin kaum in Berührung kam, sondern vor allem das Verhalten meiner christlichen Glaubensschwestern und

-brüder, die ihre Religion offenbar längst nicht so ernst nahmen wie ich! Ein einschneidendes Erlebnis dieser Art hatte ich zum Beispiel beim „Deutschen Katholikentag“, der vom 29. August bis 2. September 1956 in Köln stattfand.

Als guter Katholik wollte ich natürlich wenigstens einmal einen Kirchentag erleben! Also meldete ich mich bei der Diözese an. Da der Kirchentag mehrere Tage dauerte, brauchten die Teilnehmer eine Übernachtungsmöglichkeit in Köln. Hotels waren zu teuer, deshalb hatten die Organisatoren auf den Poller Wiesen mehrere Zelte aufgebaut, die vornehmlich für die Jugendlichen vorgesehen waren. Ich fuhr mit dem Zug nach Köln und ging zu Fuß über die Rheinbrücke. Beim Betreten des Geländes bekam man ein Zelt zugewiesen. Dort standen Dutzende, wenn nicht sogar hunderte Liegen unter einem Zeltdach. Das „Bett“ konnte man sich aussuchen, sofern man noch ein freies fand.

Am Ankunftsstag passierte nicht viel. Die Jugendlichen, die sich überwiegend nicht kannten, verbrachten den Nachmittag und Abend damit, sich zu unterhalten, um sich näher kennenzulernen. Die Gespräche, die geführt wurden, hatten mit Religion und Kirchentag allerdings wenig zu tun. Deshalb fragte ich mich schon am ersten Abend, was ich hier eigentlich zu suchen hatte.

Am nächsten Morgen standen wir auf und zogen unsere Kleider an. Neben mir schlief eine Gruppe von fünf bis sechs Jungen, die sich schon kannten. Nachdem sie sich fertig angezogen hatten, sagte einer von ihnen: „Jetzt gehen wir zuerst mal zum Nägelsgässchen, dann haben wir das hinter uns und anschließend in den Dom zur Eröffnungsfeier!“ Da ich mit dem „Nägelsgässchen“ nichts anzufangen wusste, fragte ich jemanden aus der Gruppe: „Was gibt es denn dort zu sehen?“ Die Jungs lachten laut und hielten mich zurecht für einen Menschen, der von „Tuten und Blasen“ keine Ahnung hatte. „Im Nägelsgässchen ist doch der Puff!“, sagte einer. „Und da müssen wir uns vor dem Kirchgang erst mal entspannen!“ Ich war wie vom Blitz getroffen: Kirchentag und Puff, wie passte das zusammen?!

Nachdem die Jungs das Zelt verlassen hatten, packte ich meine Sachen und ging zum Bahnhof. In diesem „Sodom und Gomorra“ wollte ich nicht länger bleiben! Ich nahm den nächsten Zug nach Boppard, von dort nach Kastellaun, wo ich in die nächste Kneipe ging und einen Freund anrief, er möge mich bitte abholen, was er dann auch tat.

4. KAPITEL

Ein Hunsrücker in Köln Meine Zeit an der Universität

Nachdem ich die Entscheidung getroffen hatte, kein Priester werden zu wollen, stellte sich die Frage: Und was nun? Ich hatte mich in meinem Vorleben ganz auf den Priesterberuf eingestellt und nie über eine Alternative nachgedacht. Dabei lag diese Alternative doch direkt vor meinen Augen: Ich sollte studieren, Kaufmann werden und später die Firma meines Vaters übernehmen.

Mein Vater war damit einverstanden, gab mir aber, wahrscheinlich wegen seiner Enttäuschung, dass ich kein Priester werden wollte, nur ein kleines Taschengeld. Davon musste ich mein Zimmer, meinen Lebensunterhalt und die Bahnfahrten bezahlen. Ich hatte mich für Betriebswirtschaftslehre entschieden, weil der Notar von Zell, mit dem mein Vater befreundet war, mir das bei einem Gespräch über meine Zukunft geraten hatte. Er empfahl mir Köln, weil er selbst dort studiert hatte und immer noch eine gute Beziehung zu seiner alten Studentenverbindung pflegte. Dies machte er auch meinem Vater schmackhaft, der eher an Mainz gedacht hatte. Als Vater hörte, dass es sich bei dieser Studentenorganisation um eine streng katholische Verbindung handelte, stimmte er zu.

Den Führerschein hatte ich schon mit 19 gemacht, aber an ein Auto war nicht zu denken. Also wieder die Bahn. Wenn ich von Mastershausen nach Köln wollte, brachte mich jemand nach Kastellaun. Dort fuhr ich mit dem Zug nach Boppard und stieg anschließend in den Zug nach Köln um. Meine künftige Studentenverbindung war schon von dem Notar über mein Kommen informiert. Ein „Fuchs“, so hießen die Neuen bis zu ihrer Auf-

nahme als volles Mitglied der Verbindung, hatte den Auftrag, mir ein Zimmer zu suchen. Er fand eine Bleibe in der Aachener Straße, die meinem schmalen Budget entsprach. Das Zimmer war klein, hatte keine Toilette, nicht einmal ein Waschbecken, geschweige denn eine Möglichkeit, etwas warm zu machen oder zu kochen. Außer Bett, Schrank, Schreibtisch und Stuhl gab es nichts.

Ich habe dort zwei Jahre gewohnt, bevor ich an den Ubiering zog, wo das Zimmer auch nicht viel größer war, dafür aber direkt am Ende der Straßenbahn lag, die mich zur Uni, ins Stiftungshaus und in die Stadtmitte brachte. Im katholischen Verbindungshaus traf ich dann Menschen, die nicht und wenn doch, nur selten, über Glaubens- oder Kirchendinge sprachen. Im Gegenteil: Dort wurden Witze erzählt, die ich anfangs nicht verstand, die sich aber meistens um Sex und Alkohol drehten.

Mit Mädchen kamen wir aber nur bei Verbindungstreffen in Berührung, wenn wir hier den Kölner Karneval ausblenden. Dann brachten die „Alten Herren“ ihre Töchter – wir nannten sie „Couleurdamen“ – mit. Außer Tanzen und Unterhalten lief da nicht viel. Die „Alten Herren“ passten gut auf ihre Töchter auf und waren nur daran interessiert, diese mit erfolgsversprechenden Studenten zu verkuppeln. Wir Erst- oder Zweitsemestrigen kamen dafür aber ohnehin noch nicht infrage.

Meine erste Freundin hatte ich in Mastershausen: Agnes. Sie war aus dem Nachbarort und arbeitete in der Firma meines Vaters. Mit ihr „ging“ ich über ein Jahr. Ich hätte sie auch gerne geheiratet. Aber plötzlich war sie weg. Sie hatte einen anderen gefunden, mit dem sie auch später die Ehe einging. Warum sie mich wortlos verlassen hatte, weiß ich bis heute nicht genau. Ich vermute aber, es lag daran, dass wir uns nur geküsst und Händchen gehalten haben. Mehr war bei mir nicht drin! Meine Religion verbot mir, Sex vor der Ehe zu haben. Bei der zweiten Freundin ging es mir ebenso, wie auch bei der dritten, sie alle verließen mich.

An der Uni hatte ich mich in Volks- und Betriebswirtschaftslehre eingeschrieben. Die Studentenzahl in den ersten Semestern war so groß, dass es keinen Hörsaal gab, der uns hätte aufnehmen können. Wir saßen deshalb in einem Zelt, das wir „Hörstall“ nannten. Unsere Professoren kannten wir nicht persönlich, nur von der Vorlesung, die aber meist von ihren Assistenten gehalten wurden. So richtig gelernt haben wir an der Uni nicht. Was wir für die Zwischenprüfungen und vor allem fürs Examen brauchten, paukten uns die verschiedenen Repetitoren außerhalb der Uni ein – natürlich gegen Bezahlung. Dabei mussten wir uns für einzelne Themen oft mehrfache Erklärungen aneignen, denn jeder Professor hatte seine eigenen Auslegungen und nur die zählten bei ihm.

Ich habe mich vor allem auf Betriebswirtschaftslehre konzentriert, in der ich auch später meine Examensarbeit schrieb, sowie auf Sozialpolitik. Sozialpolitik lag mir besonders am Herzen. Deshalb besuchte ich regelmäßig die Seminare von Professor Schreiber, dem Vater der dynamischen Rente. Ich ging damals zu ihm, weil er katholisch war und sein Konkurrent Hans Albert als „Freigeist“ galt. Schreiber hatte allerdings das Problem, dass er sich nicht verständlich ausdrücken konnte. Nach einem halben Jahr habe ich mich dann doch überwunden, in die Veranstaltung dieses „Freigeists“ zu gehen. Von Kommilitonen hatte ich gehört, dass er immer Klartext sprechen würde und kein verschwurbeltes Professorendeutsch.

Hans Albert war damals Dozent und noch kein Professor. Besonders gern ging ich in sein Oberseminar, in dem normalerweise nur angehende Doktoren saßen. Da aber nicht kontrolliert wurde, wer zur Teilnahme berechtigt war, konnte ich ihm ein Jahr lang zuhören. Bei einem Seminar hat er einen Satz gesagt, den ich mein ganzes Leben nicht vergessen habe und der mich geprägt hat: „Wenn ihr euren Professor nicht verstanden habt, macht euch keine Sorgen, denn dann hat er es selbst nicht verstanden!“ Ich habe den Satz später ein wenig anders gewendet

und zur Maxime meiner Firma gemacht: „Wenn ihr verstanden werden wollt, müsst ihr euch verständlich ausdrücken!“

Die gedankliche Klarheit von Hans Albert hat mich damals sehr beeindruckt, doch mit seiner liberalen Denkhaltung konnte ich als streng katholischer Hunsrücker im nicht gerade sittenstrengen Köln zu diesem Zeitpunkt überhaupt nichts anfangen! Beim besten Willen hätte ich mir nicht vorstellen können, dass ich die religionskritischen Überzeugungen dieses Mannes irgendwann einmal teilen würde, geschweige denn, dass er in den Beirat einer von mir gegründeten religionskritischen Stiftung berufen würde. Als ich Hans fast ein halbes Jahrhundert später – auf dem Festakt zum 80. Geburtstag meines Freundes, des Kirchenkritikers Karlheinz Deschner – das erste Mal wiedertraf, erzählte ich ihm davon, wie sehr dieser eine Satz an der Uni Köln mein Leben beeinflusst habe.

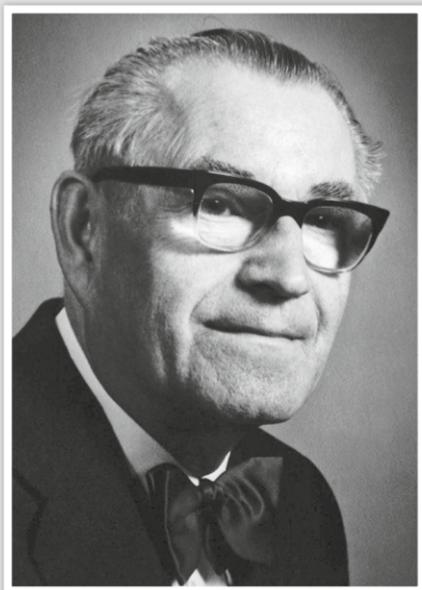
Mein Examen schloss ich im Jahre 1963 mit der Note „befriedigend“ ab. Ich gehörte nie zu den Super-Intelligenten. Ich musste auf dem Gymnasium ebenso wie an der Uni mein Wissen hart erarbeiten. Das hatte aber auch Vorteile, wie ich später erst erkannte: Unser mit Abstand bester Schüler im Internat brauchte eigentlich keine Hausaufgaben zu machen. Die Lehrer prüften nicht, ob er irgendetwas für die Schule getan hatte. Er wusste stets alles, was gefragt wurde. Später hörte ich, dass er Volksschullehrer in einem kleinen Eifeldorf geworden war. Weil er sich nie anstrengen musste, etwas zu lernen, hatte er wohl nicht gelernt, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nichts mit seinem Beruf zu tun hatten. Er musste sich nie in eine Materie einarbeiten, die er nicht kannte. Und Volksschullehrer werden, konnte er mit links. Als er diesen Beruf ein paar Jahre ausgeübt hatte, merkte er erst, dass er seine Fähigkeiten nicht genutzt hatte. Er fing an zu trinken und kam oft angeheitert in die Schule. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Ich fürchte, er hat seine Unzufriedenheit und Alkoholsucht teuer bezahlt.

Jetzt, da ich dies schreibe, fällt mir auf, dass ich mit meinen Kameraden aus Internats- und Studentenzeit kaum Kontakt gehalten habe – ganz anders verhielt sich das bei meinen Mitschülerinnen und Mitschülern in der Mastershausener Volksschule, die ich immer wieder zu Treffen mit Kaffee und Kuchen einlud. Nur mit zwei meiner Internatskollegen blieb ich lebenslang befreundet, nämlich mit Ed und Hermann.

Ed war zwei Jahre nach mir ins Internat gekommen, Hermann kam ziemlich zur gleichen Zeit wie ich. Als wir 17 wurden, begannen wir gemeinsam, in unserer Freizeit Sport zu treiben. Dafür haben wir damals eine Sprunggrube für den Weitsprung und zwei Stangen mit einem Seil in der Mitte für den Hochsprung gebaut. Unsere Läufe absolvierten wir auf dem nah gelegenen Sportplatz der Schule. Diese Sportaktivitäten zählten zu meinen schönsten Erlebnissen in der ansonsten recht unerfreulichen Internatszeit und sie schweißten uns drei zusammen. Hermann aus Lauterecken in der Pfalz wurde später Lehrer, ist aber früh gestorben. Ed kam aus einem kleinen Dorf bei Trier, wurde ebenfalls Lehrer und wohnt nun an der Mosel. Unsere Freundschaft besteht noch heute.



Das erste Auto



Der Katholik Wilfried Schreiber, der das Konzept der dynamischen Rente entwickelte



Der „Freigeist“ Hans Albert als junger Dozent an der Universität Köln



Fußballer in Mastershausen



Student und Burschenschaftler in Köln



Die Couleurdamen: Tanzempfang bei der Studentenverbindung in Köln

5. KAPITEL

Im siebten Himmel

Meine erste und zweite große Liebe

In meiner Freizeit habe ich oft Sport betrieben. In der Nähe von Kastellaun war ein Tennisplatz. Ich meldete mich beim Verein an und konnte den Platz immer nutzen, wenn er frei war und ich einen Partner hatte. Manchmal spielten wir auch gemischte Doppel. Auf diese Weise lernte ich 1959 meine erste große Liebe kennen: Bibi.

Da Bibi evangelisch war, konnte ich sie nicht mit nach Hause nehmen. Mein Vater hatte uns ja verboten, eine evangelische Freundin zu haben oder gar zu heiraten. Deshalb gab es für uns nur zwei Möglichkeiten. Die erste war: Wir trennen uns. Die zweite: Sie konvertiert zum katholischen Glauben. Bibi entschied sich für die zweite Lösung.

Wir gingen zusammen zum katholischen Pastor in Kastellaun und meldeten sie zum Konvertiten-Unterricht an. Sie ging fast jede Woche für zwei Stunden zum Pastor Bauer ins Haus. Wenn ich sie fragte, was sie gelernt habe, dann konnte sie nur von Enthaltsamkeit vor der Ehe und Verzicht auf Selbstbefriedigung berichten. Da ich oft sonntags mit ihr in die Kirche ging, erlebten wir in seinen Predigten, wie er mit Faustschlägen auf die Kanzel schlug und über die Verderbtheit vor allem im sexuellen Bereich in der Gesellschaft schimpfte. Ihre evangelische Taufe erkannte er nicht an. Er bestand darauf, dass sie von ihm noch einmal katholisch getauft werden musste.

Später hörte ich von Kastellaunern, welch „geiler Bock“ dieser Priester war. Er hatte mindestens drei Kinder von verschiedenen Frauen und jedes weibliche Wesen, das sich nicht schnell genug seinem Zugriff entziehen konnte, war dran. Mein späterer Schwager, der im Justizministerium in Mainz arbeitete, erzählte

mir, dass das Kindergeld für die ersten drei Priester-Kinder vom Staat, nicht aber von ihnen selbst oder der Kirche bezahlt werde. Erst ab dem vierten Kind mussten sie in die eigene Tasche greifen.

Nach der katholischen Taufe durfte ich Bibi mit in mein Elternhaus mitnehmen. Im November 1961 haben wir uns verlobt. Fast vier Jahre waren wir zusammen. Als wir unsere erste gemeinsame Autofahrt machten, sagte ich ihr, mit dem Heiraten sollten wir nicht zu lange warten, da wir bis dahin keinen Geschlechtsverkehr haben dürften. Obwohl erst 18 Jahre alt, war Bibi in diesen Dingen weiter als ich und über meine frömmelnde Aussage sehr überrascht. Da ich sie nicht auch wieder verlieren wollte wie ihre drei Vorgängerinnen, überwand ich meine inneren, religiösen Widerstände: Ich hatte tatsächlich den ersten Sex mit einer Frau in meinem Leben – im Alter von 26 Jahren!

Als ich mein Examen an der Kölner Universität gemacht hatte und nach Hause zurückkam, ging Bibi den umgekehrten Weg, vom Hunsrück nach Köln, wo sie eine interessante Arbeitsstelle fand und viele prominente Schauspielerinnen und Schauspieler kennenlernte. Im Unterschied zu mir fühlte sich Bibi in der Großstadt keineswegs verloren, im Gegenteil: Sie blühte regelrecht auf! Wir sahen uns von nun an höchstens noch an den Wochenenden, was ihr möglicherweise zu wenig war. Jedenfalls lernte sie in Köln ihren späteren Ehemann kennen und gab mir Ende 1963 den Laufpass mit den Worten „Ich liebe dich nicht mehr!“ Der Verlust meiner Verlobten kam einem Weltuntergang gleich, ich spielte damals ernsthaft mit dem Gedanken eines Suizids.

Nach mehr als einem Jahr Trauerzeit traf ich zufällig meine spätere Frau Christa. Ein Freund hatte das junge Mädchen zu einer Silvesterparty am 31. Dezember 1964 in unser Haus mitgebracht. Ich verliebte mich sofort in sie. Sie war schüchtern und doch nicht verschlossen, sie konnte fröhlich sein und viel lachen. Wir verabredeten uns zu einem Seminar auf der Marienburg bei Zell an der Mosel, das zwei Wochen später stattfand. Ab dann

trafen wir uns jedes Wochenende in ihrem Elternhaus oder in meinem – übrigens zur großen Freude meines Vaters, weil Christa ja aus einem „guten katholischen Elternhaus“ stammte.

Ihre Eltern hatten einen Weinbaubetrieb an der Mosel. Dank Christa war ich wieder im „siebten Himmel“ und hatte Schwärme von Schmetterlingen im Bauch. Wir heirateten noch im selben Jahr und führten eine wunderbare Ehe, aus der vier Töchter hervorgingen: Uschi, Moni, Judith und Cati. Ich fürchte, dass ich ihnen aufgrund meiner eigenen, streng-katholischen Erziehung ein überstrenger Vater war, aber meine Töchter haben mir das glücklicherweise verziehen – vor allem, nachdem sie meine allmähliche Wandlung vom Paulus zum Saulus registrierten. Inzwischen sind alle, ohne mein Zutun, aus eigenem Antrieb aus der Kirche ausgetreten.

Dazu fällt mir eine lustige Anekdote ein, von der ich natürlich erst im Nachhinein erfahren habe: Meine jüngsten Töchter Judith und Cati hatten sich in ihrer Jugend heimlich Ralf-König-Comics besorgt, die sie jedoch vor mir versteckt hielten, weil ich beim Anblick solch „obszöner Zeichnungen“ zweifellos aus meiner „katholischen Haut“ gefahren wäre und sie zur Rechenschaft gezogen hätte. Entsprechend groß war ihre Überraschung, als eben jener Ralf König viele Jahre später in den Beirat der Giordano-Bruno-Stiftung berufen wurde – und dann sogar auf dem Fest zu meinem 80. Geburtstag aus seinen herrlich gotteslästerlichen Comics vortrug.

Uschi, Moni, Judith und Cati haben selbst Kinder bekommen, so dass Christa und ich heute 10-fache Großeltern sind. Unsere Enkelkinder sind allesamt wunderbar, aber sie hatten bzw. haben auch das Glück, in einer sehr viel freieren Atmosphäre aufzuwachsen, als es ihrem Opa vergönnt war.

Christa war und ist ein wunderbarer Mensch. Ich konnte mich stets auf sie verlassen. Über die Jahrzehnte sind wir gemeinsam durch dick und dünn gegangen, gerade auch in der stressigen Zeit, als ich unsere Firma aufbaute. Sie nahm es klaglos hin, wenn ich auf Geschäftsreise unterwegs war, oder wenn

ich mich mehr mit Absatzzahlen als mit der Familie beschäftigte. Wir haben aber oft gemeinsame Reisen gemacht, meist in einem großen Wohnmobil, was mit vier Kindern manchmal schon eine Herausforderung war. Später haben wir uns an der Mittelmeerküste in Spanien ein großes Haus gekauft, in dem wir zusammen den Urlaub verbrachten.

Warum ist unsere Ehe nach 35 Jahren dennoch zerbrochen? Das Problem war, dass ich das Trauma der Trennung von Bibi nie ganz überwunden hatte. Einer unserer Beiräte, ein Psychologieprofessor, erklärte mir, dass die tiefe Verletzung, die die Trennung von Bibi ausgelöst hatte, trotz der vielen Jahre in meinem Unterbewusstsein nie verheilt ist, selbst wenn ich mir diese Verletzung nie bewusst eingestehen konnte oder wollte.

Als Bibi mich nach dem Tod ihres Mannes fragte, ob ich ihr beim Verkauf ihrer Firma behilflich sein könne, ahnte ich, dass ich mich in gefährliche Gewässer begeben würde. Aber ich konnte nicht „Nein“ sagen, weil ich Menschen, die in Not waren, immer geholfen habe, soweit es meine Möglichkeiten erlaubten. Und so kam es, wie es kommen musste: Es funkte wieder zwischen uns! Ich war Christa stets treu gewesen und habe sie nie betrogen, obwohl ich dazu Gelegenheiten gehabt hätte. Aber bei Bibi gelang mir das nicht, trotz innerlicher Gegenwehr.

Eine lange Zeit hielten wir unsere Affäre geheim. Wir trafen uns in Hotels, irgendwo auf dem Lande, was bei meinen vielen Reisen nicht schwer war. Doch Christa spürte, dass da etwas nicht stimmte. Irgendwann war ihre Kraft, diesen Zustand weiter zu ertragen, zu Ende. Sie stellte mich zur Rede. Ich stand vor einem unlösbaren Dilemma, weil ich beide Frauen liebte und mich weder von Christa noch von Bibi trennen konnte. Eine Zeitlang schwebte mir eine „Ménage a trois“ vor, aber im Grunde wusste ich, dass sich Christa nie darauf einlassen würde.

Da ich mich nicht gegen Bibi entscheiden konnte, reichte Christa schließlich die Scheidung ein. Bei den Abfindungsverhandlungen war ich ihr gegenüber nicht kleinlich, ich wusste ja: Es hatte einzig und allein an mir gelegen, dass unsere Ehe

in die Brüche gegangen war. Glücklicherweise fand Christa wenig später einen guten Mann, mit dem sie viele Jahre glücklich zusammenlebte. Das erleichterte mich, konnte meine nagenden Schuldgefühle aber nie gänzlich beseitigen.

Nachdem unser Verhältnis nun offiziell war, zog Bibi aus Köln in den Hunsrück zurück, zu mir in mein Elternhaus in Mastershausen, das 2004 zum ersten Sitz der Giordano-Bruno-Stiftung werden sollte. Bibi brachte sich auch in die Stiftung ein – nicht nur als „Dame des Hauses“, die mit ihrem Charme und ihrem Organisationstalent dafür sorgte, dass es unseren Stiftungsgästen an nichts fehlte. Über fast fünfzehn Jahre machte sie die komplette Buchhaltung der gbs und war auch für den Zahlungsverkehr zuständig.

2011 zogen Bibi und ich in den neu errichteten Stiftungssitz „Haus Weitblick“ in Oberwesel oberhalb des Rheins, unser „Paradiesseits“, wie ich es nenne. Etwa zu diesem Zeitpunkt konnten wir auch den 50. Jahrestag unserer Verlobung feiern! Nun endlich entschlossen wir uns, den nächsten Schritt zu wagen und zu heiraten. Eine so lange Zeit zwischen Verlobung und Heirat dürfte wohl recht selten sein! Hätte man mir 1963 prophezeit, dass das große Beziehungsdrama mit Bibi einmal ein solches Ende nehmen würde, ich hätte es mit Sicherheit nicht geglaubt.

Ich hatte Christa mein Wort gegeben, ihr ein Leben lang treu zu sein; und ein Wort war in meinem Leben wie ein Schwur, den ich nie gebrochen habe. Doch in diesem Fall wurde mir bewusst, dass am Ende des Tages nicht der „freie Wille“ unsere Entscheidungen bestimmt. Sigmund Freud hatte Recht: Meist haben unbewusste Zwänge das letzte Wort.



Die erste Begegnung von Christa und Herbert (Silvester 1964)



Bibi und Herbert (1960)



Hochzeit von Christa und Herbert (1965)



Die stolzen Eltern mit der ersten Tochter Uschi



Die Töchter in den 1970er Jahren



Die Töchter Judith, Cati, Moni und Uschi heute (v.l.n.r.)



Die zehn Enkelkinder

6. KAPITEL

»Ich bin Unternehmer – kein Unterlasser«

Vom Schreinerbetrieb zur Steffen-Möbel AG

Mein Vater hatte im Jahre 1938 die erste „Halle“ am Ortsrand auf einer Wiese gebaut, die unsere Mutter geerbt hatte. Seine junge Firma beschäftigte etwa zehn Männer. Einige Jahre später brannte die Halle zu einem großen Teil ab. In Eigenleistung baute man sie wieder auf und hängte eine gleichgroße an.

Hier wurden erstmalig Schlafzimmer „in Serie“ hergestellt. Die erste Serie beinhaltete fünf komplette Zimmer, die mein Vater an einen Möbelhändler in Zell verkaufte. Während des Krieges wurden dann seine Brüder „eingezogen“. Mein Vater hingegen durfte in der Fabrik bleiben, weil sie im Auftrag der Wehrmacht sogenannte „Panjewagenräder“ gebaut hat. Panjewagen waren kleine Fahrzeuge, die von einem Pferd gezogen wurden und Kriegsmaterial an die Front in Russland transportierten.

Nach dem Krieg erhielt die Firma von der deutschen Regierung den Auftrag, Küchenbuffets für die Franzosen als Teil der Reparationsleistungen zu produzieren. Die Produktion wurde beendet, als der Staat die Bezahlung einstellte und die Franzosen nicht bereit waren, diese selbst zu übernehmen. Und so begann man in Mastershausen wieder mit der Herstellung von Schlafzimmern, die jetzt auch an Möbelhäuser der Umgebung verkauft wurden. Als die Nachfrage stieg, wurde die dritte Produktionshalle samt einem Büro errichtet.

Inzwischen hatte der jüngste Bruder meines Vaters den Verkauf der Möbel übernommen, der älteste Bruder übernahm die Lackierung der Möbel, der mittlere Bruder, Vaters Lieblingsbruder Richard, die Verantwortung für die Gesamtproduktion. Die Firma entwickelte sich weiter und stellte immer mehr

Mitarbeiter ein. Die Eigenkapitaldecke blieb allerdings niedrig. Deshalb mussten die Erweiterungen und der Kauf von Maschinen mit Bankkrediten bezahlt werden.

Die Umsatzentwicklung ging nur langsam voran und lag in der Spitze bei fünf Millionen DM. Jährlich schrieb die Firma Verluste und ohne das Wohlwollen des Bankdirektors der Sparkasse hätte mein Vater Insolvenz anmelden müssen. Bei der Großzügigkeit der Bank spielte sicherlich die politische Arbeit meines Vaters eine Rolle. Er hatte sich weitgehend aus dem Geschäftsleben der Firma zurückgezogen, um seine Arbeiten in der Politik ausführen zu können. Er brachte es bis zum CDU-Landtagsabgeordneten und übernahm zusätzlich für zwei Jahre die vakante Stelle des Landrates des Kreises Zell.

Der Firma ging es jedoch wirtschaftlich schlecht. Die Zahl der Beschäftigten war inzwischen zwar auf 110 angestiegen, aber im Möbelmarkt gab es Konkurrenten, die wesentlich größer und leistungsfähiger waren, und die vor allem das herstellten, was der Markt brauchte: Schlafzimmermöbel, die dem Geschmack der Verbraucher entsprachen und auch für ihren Gelbeutel attraktiv waren. Beides hatte die Firma „Johann Steffen“ nicht zu bieten.

Die anstehenden Probleme wurden überwiegend von zwei Brüdern mit meinem Vater besprochen, wobei der Konferenzort meist die Bürotoilette meines Vaters war. Einer der Brüder saß bei den Gesprächen immer auf dem Klo. Was dabei heraus kam, kann man sich vielleicht denken. Ich selbst durfte an diesem Schauspiel nur als unbeteiligter Zuschauer teilnehmen: „Was willst Du schon wissen mit deinem Uni-Zeug?!“, musste ich mir immer wieder anhören. „Wir sind die Fachleute, die wissen, wie es geht!“

Von 1967 bis 1969 durfte ich in einem Gebiet als Verkäufer arbeiten, in dem die Firma vorher keinen einzigen Kunden hatte: in Friesland. Ich wusste aber, dass die Firma so nicht zu retten war. Da ich die Zahlen des Wirtschaftsbetriebs kannte, besser als mein Vater und jeder der drei Brüder, war mir klar:

Das kann nicht mehr lange gut gehen! Die Firma war bereits überschuldet und die Pro-Kopf-Leistung hätte doppelt so hoch sein müssen, wenn man am Markt bestehen wollte.

Da ich mit meinen Vorschlägen, was man unternehmen könnte, um die finanzielle Lage zu verbessern, nicht durchkam, ging ich zur Uni nach Mainz, um zu promovieren. Ein Jahr lang fuhr ich jede Woche einmal zu meinem Doktorvater. Eines Tages bat er mich in sein Büro und sagte mir, wenn ich wirklich den Doktor bei ihm machen wolle, dann müsste ich zwei Jahre täglich bei ihm an einem Projekt arbeiten – natürlich ohne Entgelt! Ich lehnte ab, weil ich inzwischen wusste, dass er einen großen und für ihn sicher lukrativen Auftrag erhalten hatte, dessen Erlös er mit seinen Mitarbeitern nicht teilen wollte. Damit war der Doktorhut ins Nirvana geflogen, was ich aber nie bedauert habe. Heute rufen mich manchmal Menschen an, die fragen: „Kann ich mal mit einem aus der Stiftung reden, der nicht Doktor oder Professor ist?“ Darauf kann ich immer ganz stolz antworten: „Sie reden gerade mit einem solchen!“

In der Firma sah ich 1968 keine Zukunft mehr und bewarb mich deshalb bei einem Beratungsunternehmen in Bergisch-Gladbach. Nach dem üblichen Schriftverkehr und einigen Telefonaten bekam ich einen Anstellungsplan zugeschickt. Ich ging damit zu meinem Vater und sagte ihm: „Ich habe in Mainz mein Studium abgebrochen und werde demnächst bei einer Beratungsfirma anfangen. Hier in Mastershausen sehe ich für mich und die Firma keine Zukunft mehr!“

Das saß. Am nächsten Tag kam mein Vater in mein Büro und sagte, er habe sich die Sache überlegt. Denn wenn ich nicht mehr in der Firma wäre, müsste er seine politischen Ämter aufgeben und wieder die Leitung in der Möbelfabrik übernehmen. Das aber wollte er auf keinen Fall. Er suchte auf Anraten seines Steuerberaters einen renommierten Notar in Sinzig auf. Der schlug ihm vor, die Verantwortung für die Firma auf mich zu übertragen, und erklärte sich bereit, einen entsprechenden Vertrag vorzubereiten. Nach der Rückkehr rief mich mein Vater in sein

Büro. „Wenn du hierbleibst,“ eröffnete er das Gespräch, „kannst du die Leitung der Firma übernehmen! Was sagst du dazu?“

Natürlich habe ich sofort zugesagt. Eine Woche später führen wir zum Notar, der den Vertrag schon vorbereitet hatte. Darin waren allerdings Bedingungen enthalten, die ich keinesfalls annehmen konnte. Mein Vater zog sie glücklicherweise zurück. Zwei Bedingungen musste ich aber annehmen, da er darauf bestand:

1. Jede Bestellung bei Lieferanten oder Beratern, die mehr als fünftausend DM kostete, musste ich von meinem Vater „absegnen“ lassen.
2. Ich durfte keinen evangelischen Ingenieur einstellen.

Jeder, der die Einstellung meines Vaters nicht kannte, hätte über diese absurde Vorgabe gelacht. Ich nicht. Wir wohnten ja in einer „reinrassigen“ katholischen Gegend in der Diözese Trier, die allermeisten Arbeiter waren Ortsansässige, evangelische gab es keine. Nach kurzer Überlegung stimmte ich zu, dachte mir aber: „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Ich selbst hatte ebenfalls eine Bedingung, ohne deren Durchsetzung ich niemals einen Vertrag abgeschlossen hätte. Die Firma war eine Einzelfirma, also ein Unternehmen, in dem der Inhaber für alles, vor allem auch für die Schulden, persönlich haftete. Ich bestand darauf, dass wir eine GmbH daraus machten, um meine junge Familie durch das Haftungsrisiko nicht zu gefährden. Diese Konstruktion war für den Anwalt eine leichte Sache und, was das Wichtigste war, mein Vater stimmte zu, weil er damit aus der persönlichen Haftung heraus war.

Allerdings war die Sache damit noch nicht vom Tisch, denn der Kredit, der fast so hoch war wie der Jahresumsatz der Firma, war ein personenbezogener Kredit. Mein Vater haftete also dafür weiterhin. Eine Lösung des Problems konnte nur unsere Hausbank, die Kreissparkasse Zell, herbeiführen. Ich bat den Leiter der KSK daher um ein Gespräch, das er mir sofort zusagte. Über den katastrophalen Zustand der Firma war er natür-

lich bestens informiert. Er wusste genau, dass die Firma über kurz oder lang Konkurs anmelden musste – was sie eigentlich schon längst hätte tun müssen. In dem Fall wäre er aber selbst verantwortlich gemacht worden, da er der Firma längst den Geldhahn hätte zudrehen müssen. In mir sah er die Chance, das Schlimmste zu verhindern. Und so stimmte er zu, dass weder mein Vater noch ich selbst die Haftung übernehmen mussten, sondern die GmbH als selbstständiges Haftungssubjekt gegenüber der Bank fungieren konnte.

Auf dem Papier waren die Dinge damit geklärt, doch in der Praxis blieb zunächst vieles beim Alten: Die Brüder meines Vaters taten so, als ob sich nichts verändert hätte. Erst als ich einen schon lange in der Firma tätigen und dafür geeigneten Mitarbeiter zum Betriebsleiter ernannte, revoltierte der Lieblingsbruder meines Vaters. Ich bestand jedoch auf meiner Entscheidung, worauf sich der Bruder krankmeldete und die Firma wochenlang nicht mehr betrat. Mein Vater war machtlos. Hätte er mich gezwungen, meine Entscheidung rückgängig zu machen, hätte ich die Firma sofort verlassen. Mein Vater wusste, was das bedeutete: das Aus für die Steffen GmbH und auch für seine politische Arbeit. Also ließ er mich gewähren. Das war für mich die Gelegenheit, auch die übrige Führungsstruktur im Betrieb zu ändern.

Ein großes Problem blieb mir aber erhalten: Der jüngste Bruder meines Vaters war Verkaufsleiter. Außer zwei angestellten Außendienstmitarbeitern gab es niemanden, der die Möbelhändler in Deutschland besuchte. Auslandsmarkt? Fehlanzeige! Da kam ich auf die Idee, mir einen Markt zu suchen, in dem der Bruder mangels fehlender Sprachkenntnisse nicht arbeiten konnte. Da ich Französisch in der Schule gelernt hatte, war Frankreich das Objekt meiner Begierde.

Ich erfuhr, dass es in Saarbrücken einen Mann gab, der für deutsche Firmen in Frankreich Möbel verkaufte. Ich vereinbarte einen Termin mit ihm und wir einigten uns darauf, dass er unsere Firma in Frankreich vertreten würde, wenn wir Modelle

entwerfen und fertigen würden, die dem Geschmack der Franzosen entsprachen. Mehrmals fuhr ich mit ihm zu verschiedenen Möbelhäusern. Langsam dämmerte mir, was die französische Kundschaft brauchen könnte. Und ich hatte Glück: Ich traf den Geschmack der Franzosen und konnte ihnen Möbel zu Preisen liefern, die sie zu zahlen bereit waren.

Mit diesem neuen Programm konnten wir auch in anderen Ländern punkten wie Belgien, Holland, Skandinavien und den Golfstaaten. Ich dachte dabei an die oberste Maxime aller guten Verkäufer: „Der Köder muss dem Fisch schmecken – nicht dem Angler!“ Wir gingen stets auf die Kundenwünsche ein, auch wenn sie uns noch so ausgefallen erschienen. So verlangte man in den Golfstaaten beispielsweise zusätzlich zu den Spiegeln auf den Schränken einen großen, verstellbaren Spiegel über dem Bett. Ich musste lachen, als ich davon hörte, aber: wir lieferten!

In jedem Auslandsmarkt akquirierte ich einen oder mehrere Handelsvertreter. Durch die neuen Märkte explodierte der Umsatz, die Produktivität stieg stark an, sodass die Firma endlich Geld verdiente, ihren Schuldendienst erfüllen, die eine oder andere Maschine kaufen und vor allem eine neue Halle mit einem Bürogebäude errichten konnte.

In den Jahren 1969, 1970 und 1971 hatte sich der Umsatz verdreifacht und der Gewinn war exponentiell gestiegen. Da mein Herz – im Unterschied zu meinem Vater, der stets dem konservativsten CDU-Flügel angehörte – „links schlug“, war mir klar, dass diese Entwicklung nicht allein „auf meinem Mist“ gewachsen war, sondern der Erfolg der gesamten Belegschaft zugeschrieben werden musste. Das war der Grund für meine Idee, die Mitarbeiter mit 50 Prozent am Gewinn der Firma zu beteiligen. Es gab dafür aber noch einen zweiten Grund: Bei den explodierenden Gewinnen hätte die Steffen-Möbel GmbH einen Haufen Steuern zahlen müssen, nämlich die Steuer für das abgelaufene Jahr und die angepasste Vorauszahlung, was unsere finanziellen Möglichkeiten überfordert hätte.

Deshalb entschloss ich mich, dem Betriebsrat folgendes An-

gebot zu machen: Die Hälfte des Gewinns sollten die Mitarbeiter erhalten, wobei das Geld aber als Darlehen, mit fünf Prozent verzinst, in der Firma bleiben sollte, also nicht ausbezahlt würde. Die andere Hälfte, die mir als Eigentümer gehörte, sollte ebenfalls in der Firma bleiben. Ich verzichtete also darauf, mir den Gewinn auszahlen zu lassen, und beschränkte mich auf mein Gehalt als Geschäftsführer, das nur unwesentlich über dem Gehalt der anderen Führungskräfte lag.

Für das Projekt der Gewinnbeteiligung brauchte ich natürlich einen erfahrenen Berater. Ein Weingutsbesitzer an der Nahe, der seine Mitarbeiter bereits am Unternehmensgewinn beteiligt hatte, stellte den Kontakt zu einem ausgewiesenen Fachmann aus München her: Dr. Kurt Faltlhauser, der später Finanzminister in Bayern wurde.

Mein Vorschlag wurde zuerst ungläubig zur Kenntnis genommen. Die Gewerkschaft Holz-Kunststoff wurde gebeten zu prüfen, ob das alles mit rechten Dingen zugeht. Ich hatte bei meinen Mitarbeitern zwar ein hohes Maß an Vertrauen aufgebaut, aber eine solche Gewinnbeteiligung hatte es zuvor in der Möbelindustrie noch nicht gegeben. Nachdem der Vertrag, den ich vorgelegt hatte, von der Gewerkschaft geprüft und für gut befunden wurde, konnte der Gewinnbeteiligungsvertrag unterschrieben werden. (Der damalige Gewerkschaftsführer ist heute übrigens Mitglied im Stifterkreis der Giordano-Bruno-Stiftung.)

Obschon ich mir bei meinen Unternehmerkollegen hohe Anerkennung erworben hatte und sie mich sogar zum Vorsitzenden des „Verbandes der Holz- und Kunststoffindustrie Rheinland-Pfalz“ gewählt hatten, empfanden sie meine Entscheidung, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu 50 Prozent am Unternehmensgewinn zu beteiligen, als „verrückt“. Aber sie wollten mich nicht als Verbandsvorsitzenden verlieren und stimmten später sogar zu, als erster Verband in Deutschland den Einstieg in die 35-Stunden-Woche zu wagen. Auch hier war meine

Entscheidung nicht nur altruistisch: Ich wusste, dass über kurz oder lang ein Unternehmerverband, gleich aus welcher Branche, dem Drängen der Gewerkschaften nachgeben würde. Da wir die Ersten waren, die zu erkennen gaben, dass wir bereit wären, in Verhandlungen einzusteigen, konnten wir als Gegenleistung bei der Gewerkschaft die Flexibilisierung der Arbeitszeit erreichen, was zu weiteren Umsatzsteigerungen und vor allem auch Kostensenkungen führte.

Während die Firma 1968 ungefähr 3.000 Schlafzimmer im Jahr herstellte, waren es im Jahr 1977 schon 30.000. Das hat uns in die Lage versetzt, eine weitere, noch größere Halle zu bauen. Etwas später kam dann unser Hochregal-Lager hinzu: Wir waren eines der ersten Unternehmen in der Branche, die ihre Halbfertigprodukte in einem Hochregal zwischenlagerte. Vorteil: Eine einzige Person konnte die gesamte Ein- und Auslagerung regeln. Das Lager hatte eine Höhe von 32 Metern, etwas höher als der Kirchturm in Mastershausen, was dem Pastor ganz und gar nicht gefiel.

In die Zeit der Expansion der Firma fiel der Tod meines Vaters. Bei einer CDU-Veranstaltung in Koblenz hatte er einen Herzinfarkt erlitten und war in ein Koblenzer Krankenhaus gebracht worden. Am nächsten Morgen zog er sich an, ging – ohne sich abzumelden – zu seinem Auto und fuhr nach Hause. Dort angekommen war er so schwach, dass er es nur mit Mühe in sein Bett in der Wohnung meiner Mutter schaffte. Es ging ihm dann von Tag zu Tag schlechter, sodass meine Mutter den Krankenwagen rufen musste, der ihn nach Zell in das neue Krankenhaus brachte, das er als vorübergehender Landrat hatte erbauen lassen. Meine Mutter und wir drei Kinder standen auf der Terrasse und winkten ihm zu. Es war das letzte Mal, dass wir ihn lebend sahen. Am nächsten Morgen ist er gestorben, mit 71 Jahren. Seine letzten Worte, so sagte uns eine Krankenschwester, die ihn auf dem Weg zum Waschbecken begleitete, waren „Ich schaff es nicht!“

Bei seiner Beerdigung erschien viel politische Prominenz. Als Landtagsabgeordneter und zeitweise Landrat war mein Vater fest verankert in der CDU-Spitze des Landes. Mit dem langjährigen rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Peter Altmeier verband ihn eine enge Freundschaft. Diese Kontakte nutzte er auch ausgiebig für Mastershausen und den Landkreis Zell. Die Gemeinde benannte später die Hauptstraße des Dorfes in „Johann-Steffen-Straße“.

Für mich jedoch fiel bei seinem Tod eine Zentnerlast von den Schultern. Ich erinnere mich nicht, dass er mich auch nur einmal in meinem Leben gelobt hat. Tadel und Zurechtweisungen erhielt ich hingegen im Übermaß. Ich war und blieb für ihn der „ungeratene Sohn“, obwohl ich ihn vor der privaten Insolvenz bewahrt und seine weitere politische Karriere ermöglicht hatte. Warum dies so war, weiß ich bis heute nicht.

In den 1980er Jahren verdiente die Steffen-Möbel GmbH so gut, dass es mich reizte, mich nach anderen Möbelfabriken umzusehen. Die erste Firma, die ich kaufte, war eine Küchenmöbelfabrik in der Nähe von Nürnberg. Einige Jahre später erwarb ich die Geschäftsanteile einer Wohnzimmermöbelfabrik in Westfalen, wiederum einige Jahre darauf eine Firma in der Nähe von Freudenstadt.

Weil die Konkurrenz bei furnierten Schlafzimmermöbeln so stark geworden war, suchte ich nach einer Lösung, die es uns ermöglichte, zusätzlich zu dem bisherigen Programm ein für die Kunden attraktives Angebot zu finden. Ich kam auf die Idee, Fronten und Oberböden der Kommoden aus massivem Holz zu fertigen. Erle war gerade eine gesuchte Holzart, aber auf dem deutschen Markt sehr teuer. Das war der Grund, in Polen, südlich von Warschau, ein Sägewerk zu kaufen.

In gerade einmal zwei Jahren machten wir aus dem kleinen Sägewerk in Polen eine Fabrik auf einer Fläche von 10.000 Quadratmetern mit allen für die Plattenfertigung notwendigen Maschinen. Die Zahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

stieg von 80 auf 600. Die Menschen rannten uns die Türe ein, um einen Arbeitsplatz zu erhalten, da er doppelt so hoch bezahlt wurde wie in Polen üblich. Das Holz wurde in den Wäldern gekauft und dann zu fertigen Teilen verarbeitet, sodass im Werk Mastershausen nur noch die Lackierung aufgetragen werden musste.

Die Geschäfte liefen so gut, dass wir 1988 unser Jubiläum „50 Jahre Steffen-Möbel“ im großen Stil feiern konnten. Wir bauten ein Zelt auf, das über eintausend Menschen Platz bot, und luden die Traditionsmannschaft des Deutschen Fußballbundes mit ihrem Kapitän Fritz Walter zu einem Spiel gegen unsere Werksmannschaft ein. Obwohl der „Weltmeister von 1954“ zu diesem Zeitpunkt bereits 68 Jahre zählte und viele seiner Mitspieler ebenfalls das Rentenalter erreicht hatten, hatte unsere deutlich jüngere Werksmannschaft in dem Spiel kaum eine Chance.

Wein und Bier flossen bei der großen Betriebsfeier reichlich und auch das Buffet ließ nichts zu wünschen übrig. Der „deutsche Elvis“ Ted Herold spielte zum Tanz auf, was viele Gäste begeisterte. Unumstrittener Stargast der Jubiläumsfeier war aber Hannelore Kohl, die Frau des damaligen Bundeskanzlers, die eine eindrucksvolle Ansprache hielt.

Ich war Hannelore Kohl und ihrem Mann Helmut viele Jahrzehnte zuvor das erste Mal begegnet – und dieses Zusammentreffen war so merkwürdig, dass ich die Geschichte hier erzählen muss: Eines Tages sagte mein Vater zu mir: „Du warst ja neun Jahre in der Eifel, also musst du dich da doch auskennen! Ich habe eben einen Anruf von Dr. Helmut Kohl erhalten, der mit seiner Familie Urlaub am Gemündener Maar macht. Er wird nun dringend in Mainz gebraucht, muss aber sein Auto der Familie überlassen. Fahr bitte dorthin und bring ihn nach Mainz zum Amtssitz des Ministerpräsidenten!“

Dieser Dr. Kohl interessierte mich zwar nicht, aber ich wollte endlich einmal den Opel Kapitän fahren, den mein Vater sonst nicht aus den Händen gab! Also setzte ich mich sofort ins Auto

und fuhr los. Ich fühlte mich wie ein König: Ich, Herbert, durfte den „heiligen“ Kapitän fahren! Das Hotel, in dem die Familie – Helmut Kohl, seine Frau Hannelore und die beiden Jungs – abgestiegen waren, hatte ich schnell gefunden. Die Kohls saßen auf der Terrasse des Hauses und luden mich zu einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen ein.

Nach einer halben Stunde verabschiedete sich Dr. Kohl bei seiner Familie, stieg ins Auto und wir fuhren Richtung Mainz. In den zwei Stunden, in denen wir zusammen im Auto saßen, erzählte er von seiner Ausbildung an der Uni und seiner jetzigen Tätigkeit als Assistent des Ministerpräsidenten Peter Altmeier, des Freundes meines Vaters, den wir in der Bevölkerung nur „den Fisch-Pitter“ nannten. Bei dem Gespräch erfuhr ich, dass Kohl kein Examen am Ende seines Studiums gemacht hatte. Er sagte sinngemäß: „Nach dem Examen fragt mich später niemand. Ich wollte den Doktor haben, nur der zählt, zumindest in der Politik.“ (Helmut Kohl hatte wohl das Glück, dass zu seiner Zeit Doktorarbeiten von Politikern noch nicht auf den Prüfstein gestellt wurden.)

Dann kam Helmut Kohl auf seine politischen Ziele zu sprechen. Ich erinnere mich noch heute genau, was er wo, auf welchem Punkt unserer Wegstrecke, sagte. Es war bei Ingelheim, als er mir darlegte: „Mein nächstes Ziel ist es, Ministerpräsident in Mainz zu werden!“ Na gut, dachte ich mir, das kann er ja vielleicht werden. Mein Vater hatte schon so viel über die Fähigkeiten und den großen Ehrgeiz von Helmut Kohl gesprochen, dass ich ihm das abnahm. Doch dann kam der entscheidende Satz, den ich nie wieder vergessen habe: „Mein eigentliches Ziel ist es aber, Bundeskanzler zu werden!“

Danach hat Kohl zwar weitergesprochen, ich war aber nicht mehr in der Lage, das Gespräch fortzusetzen. Ich dachte mir: „Es wäre wohl sinnvoller, diesen Herrn in die Psychiatrie zu fahren als zum Amtssitz des rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten!“ Zu Hause angekommen erzählte ich meinem Vater die Geschichte. Seine Antwort erstaunte mich: „Wenn der

Kohl gesagt hat, dass er Bundeskanzler werden will, dann wird er das auch!“

Später habe ich die Geschichte gerne unseren neu eingestellten Lehrlingen erzählt – mit dem Zusatz: „Wir wissen alle, dass Helmut Kohl kein richtiges Deutsch sprechen kann, geschweige denn: eine Fremdsprache. Daran könnt ihr sehen: Es kommt nicht allein darauf an, was man kann, sondern auch darauf, wie sehr man etwas will!“

Als ich Hannelore Kohl bei unserer Betriebsfeier 1988 darauf ansprach, sagte sie nur: „Was mein Mann wollte, hat er mit aller Kraft angestrebt und letztlich auch erreicht!“ Sie lächelte, als sie das sagte, aber ich hatte ein ungutes Gefühl dabei. Nach Hannelores tragischem Ende 2001 stellte sich heraus, dass Helmut Kohl sich auch gegenüber seiner Frau rigoros durchgesetzt hatte. Er war ein Machtmensch durch und durch – nicht nur in der Politik, sondern auch im Privaten.

1994, zu meinem 60. Geburtstag, kam ich ein weiteres Mal mit der „hohen Politik“ in Berührung: Einige Wochen vor meinem Geburtstag rief mich Rainer Brüderle an, der damalige Wirtschaftsminister von Rheinland-Pfalz und spätere Bundesminister für Wirtschaft und Technologie unter Angela Merkel. Er teilte mir mit, dass er mir das Bundesverdienstkreuz am Bande auf Grund meiner „großen unternehmerischen Leistungen“ verleihen wolle. Ich lehnte ab mit dem Hinweis, dass dies keine Einzelleistung von mir gewesen sei; daran hätten alle Betriebsangehörigen ihren Anteil gehabt.

Als er weiter auf mich eindrang, die Auszeichnung doch entgegenzunehmen, sagte ich: „Unter einer Bedingung nehme ich Ihr Angebot an: Sie müssen das Verdienstkreuz allen meinen Mitarbeitern zukommen lassen!“ „Wie soll das denn gehen? Einen solchen Vorschlag hat mir noch nie ein Unternehmer gemacht!“, reagierte Brüderle leicht verärgert. Ich schlug ihm vor, dass die 50 Kolleginnen und Kollegen, die bei der Preisübergabe dabei sein sollten, mit mir das Bundesverdienstkreuz gemeinsam entgegennehmen würden. Nach längerem Zögern stimmte

der Wirtschaftsminister zu – und so haben wir es dann auch gemacht: Brüderle hielt seine Rede und überreichte mir das Bundesverdienstkreuz. Ich nahm es entgegen und reichte es an den mir am nächsten stehenden Mitarbeiter weiter, der es wiederum an seinen Nachbarn weitergab.

Nach der Feier gestand mir Brüderle: „So etwas ist mir noch nie passiert und ich werde es wohl auch nie mehr so machen! Sind Sie wenigstens in meiner Partei, der FDP?“ „Nein“, sagte ich, „ich war noch nie in einer Partei und werde es wohl auch nie sein. Mein Vater war sehr lange in der CDU. Und ich habe mir geschworen, nie einer Partei beizutreten, weil man nur einem Herren dienen kann, entweder der Partei oder seinem Unternehmen!“

Aus dem Bundesverdienstkreuz habe ich mir nie viel gemacht, schon allein, weil ich mit „Kreuzen“ zu diesem Zeitpunkt ohnehin nicht mehr so viel am Hut hatte. Bei meiner späteren Dankesrede zur Verleihung des freigeistigen Feuerbachpreises am 12. Oktober 2012 in Augsburg sagte ich daher ganz ehrlich: „Der Feuerbachpreis hat für mich eine weit größere Bedeutung als die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes.“

Kurz nach meinem 60. Geburtstag wurde die Steffen-Möbel GmbH in die Steffen AG umgewandelt und ging an die Börse. Plötzlich hatte die Firma, die dreißig Jahre zuvor beinahe in die Insolvenz gegangen wäre, einen Börsenwert von 120 Millionen DM! Eine unfassbare Summe! Der Auftritt im Börsensaal war für mich ein einmaliges, fast schon surreales Erlebnis: Ich weiß nur noch, wie ich in die Tiefgarage der Deutschen Bank fuhr, um dort die Aktien entgegenzunehmen und sie im Kofferraum meines Autos zu verstauen. Es war einigermassen bizarr, mit Millionenwerten an Aktien von Frankfurt nach Mastershausen zu fahren.

Anfang des 20. Jahrhunderts hatte die Steffen AG durch Wachstum im Stammwerk und Zukäufe anderer Unternehmen über 2.000 Beschäftigte, davon entfielen allein auf den Betrieb in Mastershausen 1.100 Mitarbeiter – mehr als der gesamte Ort

Einwohner hatte. Damit waren wir zur größten Firma im Hunsrück aufgestiegen.

Es hatte sich ausgezahlt, dass ich stets nach dem Motto „Ich bin Unternehmer – kein Unterlasser!“ gehandelt habe, also immer wieder unternehmerische Risiken eingegangen bin, die andere wohl eher gescheut hätten. Tragischerweise wendete sich diese erfolgreiche Strategie letztlich jedoch gegen mich: Hätte ich am Schluss meiner kaufmännischen Karriere weniger unternommen und mehr unterlassen, so wären mir wohl Millionenverluste und große Enttäuschungen erspart geblieben!

Mitte der neunziger Jahre hatte ich eine Büromöbelfabrik in Österreich besichtigt. Ihr ging der Ruf voraus, sie habe eine neue Methode entwickelt, um Möbel zu produzieren, die den Mitarbeitern mehr Spielraum bei der Gestaltung lasse, wodurch sich die Zufriedenheit bei der Arbeit erhöhe und gleichzeitig die Produktivität steige. Das faszinierte mich. Also fuhr ich in die Fabrik, um mir das anzusehen. Ich war begeistert und schlug nach der Reise dem Betriebsrat und den leitenden Mitarbeitern vor, gemeinsam hinzufahren, um uns die „Fraktale Fabrik“ – so nannte man diese Art der Fertigung – anzusehen. Auch sie waren überzeugt, dass das etwas für unser Werk in Mastershausen wäre. Wir machten uns an die Arbeit und planten die Umstellung – überzeugt davon, auf dem richtigen Weg zu sein.

Uns war aber ein Denkfehler unterlaufen, der mich letztlich meine Funktion als Aufsichtsratsvorsitzender und Aktionär kostete. Denn die Möbelfabrik in Österreich war wesentlich kleiner als unser Stammwerk und hatte die „Fraktale Fabrik“ systematisch über lange Zeit aufgebaut. Die Umstellung auf diese völlig andersgeartete Form der Möbelfertigung gestaltete sich bei uns weit schwieriger, als wir uns das gedacht hatten. Der Umsatz brach ein und wir konnten unsere Kunden nicht mehr in den zugesagten Lieferzeiten bedienen. Es war die größte Fehlentscheidung, die ich in meinem Unternehmerdasein je gefällt habe. Wäre ich doch dieses *eine* Mal ein „Unterlasser“ gewesen statt ein „Unternehmer“!

Als die Produktion ins Stocken geriet, wurden die Banken hellhörig. Man beorderte mich und meinen langjährigen Berater und Aufsichtsratsvorsitzenden der Steffen AG, Dr. Mark Binz, zur Landesbank nach Mainz. Dort saßen uns mindestens zehn Bankier gegenüber, zwei davon von der Deutschen Bank, mit der wir die Steffen AG an die Börse gebracht hatten. Diese Bankier haben uns überhaupt nicht zu Wort kommen lassen. Sie haben uns als Versager beschimpft und verlangt, unsere Aufsichtsratsposten sofort niederzulegen. Zusätzlich musste ich meine mir verbliebenen Aktien an die Banken geben. Unsere Hausbanken hätten uns wahrscheinlich noch eine Chance gegeben, nicht aber die Großbankier und die hatten das Sagen.

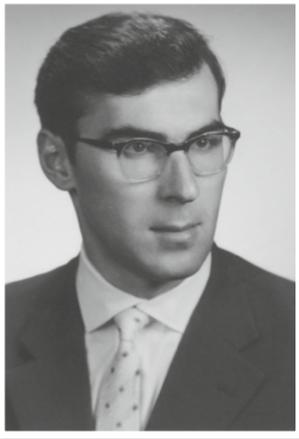
Es war die schlimmste Stunde in meinem Unternehmerleben. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als auf ihre Bedingungen einzugehen. Und so fuhr ich zurück nach Mastershausen in dem Bewusstsein: Ich habe nicht nur sehr viel Geld, sondern auch mein Lebenswerk verloren!

Die weitere Entwicklung der Firma verlor ich mehr und mehr aus den Augen. Während wir in den Jahren zuvor mit dem Unternehmen stets expandieren konnten, entging mir natürlich nicht, dass mehr und mehr Mitarbeiter entlassen wurden. Dies lag allerdings weniger an der neuen Unternehmensführung als an der Globalisierung, welche die deutsche Möbelindustrie massiv unter Druck setzte. Aus Kostengründen verlagerte die Deutsche Möbelindustrie ihre Produktion immer mehr ins Ausland. Innerhalb weniger Jahre sank die in Deutschland hergestellte Ware um 50 Prozent. Viele deutsche Möbelfabrikanten standen vor dem Aus! Im Nachhinein denke ich mir: Vielleicht hatte ich damals sogar „Glück im Unglück“, denn den massiven Stellenabbau in den Folgejahren hätte ich nicht verhindern können! Wäre ich in der Firma selbst noch am Ruder gewesen, hätte ich viele treue Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern entlassen müssen, was ich psychisch nur schwer verkraftet hätte. Ein Glück, dass mir das erspart geblieben ist!

Im Nachhinein ist man ja oft schlauer: Damals begriff ich den Verlust der Steffen AG als eine große Tragödie, heute sehe ich darin einen notwendigen Anstoß zur Gründung der Giordano-Bruno-Stiftung! Gewiss: Ich hätte die gbs finanziell sehr viel üppiger ausstatten können, wenn ich einen größeren Teil meiner Anteile am Unternehmen gleich nach dem Börsengang verkauft hätte. Aber hätte dies der Stiftung wirklich genutzt? Vielleicht war es ja sogar vorteilhaft für die gbs, dass sie nicht als „schwerreiche Stiftung“ starten konnte. Denn möglicherweise wäre es ihr genauso ergangen wie meinem hochbegabten Mitschüler aus Internatszeiten. Die Erfahrung lehrt nämlich: Wer sich niemals anstrengen muss, bringt nur selten etwas Gescheites auf die Beine!

Ich bin überzeugt: Dass sich die gbs von Anfang an in hohem Maße anstrengen musste, dass sie stets darauf angewiesen war, mit minimalen Mitteln maximalen Erfolg zu erzielen, hat sie erst so stark gemacht, wie sie heute ist. Ich bin immer wieder beeindruckt, wenn ich mir vor Augen führe, was die Giordano-Bruno-Stiftung mit ihren vielen engagierten Mitstreitern in den letzten knapp 20 Jahren erreicht hat.

Bevor ich darauf eingehen kann, muss ich allerdings zunächst erklären, wie es überhaupt dazu kommen konnte, dass ein streng katholischer Möbelfabrikant aus dem Hunsrück zum Gründer – oder besser: Mitbegründer – einer religionskritischen Stiftung wurde. Sicherlich hat mein Erfolg als Unternehmer dazu beigetragen, dass ich mich auch den Fragen der Religion mit größerem Selbstbewusstsein stellte. Dennoch musste ich noch einen langen Weg zurücklegen, bis ich zu dem wurde, der ich heute bin.



Herbert in den 1950ern



Vater Johann mit dem „heiligen“ Opel Kapitän



Die erste Halle von Steffen-Möbel (1939)



Die ersten Mitarbeiter der Firma



Das Werksgelände 1977



Firmenauftritt auf der Kölner Messe



Einführung der Gewinnbeteiligung



Verleihung des Bundesverdienstkreuzes durch Minister Rainer Brüderle



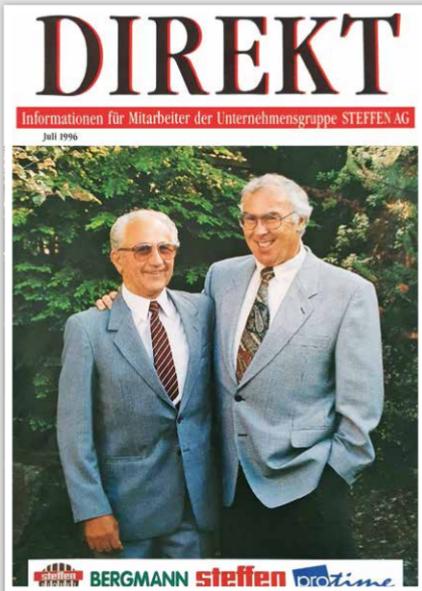
Auf der Kölner Messe mit Wirtschaftsminister Brüderle und Gattin



50 Jahre Steffen-Möbel: Betriebsfeier mit Hannelore Kohl, Fritz Walter & Gaststar Ted Herold



Holzfabrik in Polen



Die Betriebszeitung



Die Möbelfabrik in Mastershausen 1994



Herbert vor einem Panorama-Bild des Firmengeländes (im Hintergrund links das neu errichtete Hochregallager)

7. KAPITEL

Meine Damaskuserlebnisse

Wie ich vom Paulus zum Saulus wurde

Als ehemaliger Seminarist war ich auch später noch gefragt bei den Konveniats (den Zusammenkünften) der Priester in der Umgebung sowie als Vorsitzender des Pfarrgemeinderates in meiner Kirchengemeinde. Sogar in den neu gegründeten Trierer Diözesanrat, in dem ca. 50 besonders aktive und gläubige Mitglieder der Ortsgemeinden saßen, wurde ich berufen.

Bei den Konveniats, besonders aber im Diözesanrat, wurden mir die Verlogenheit und die Täuschungsmanöver in der Kirche zunehmend bewusst. Ich erinnere mich gut an die zweite Tagung in Trier, in welcher der Bischof als Repräsentant der Diözese auf einem erhöhten Stuhl saß, umgeben von den wichtigsten Domherren und dem Generalvikar. Dieser Generalvikar war der eigentliche Manager des Bistums. Bei ihm liefen alle Daten und Gelder ein, er verwaltete die Diözese mit seinem Wissen, auch wenn der Bischof nach außen hin vorgab, alle Geschicke des Bistums zu leiten.

Bei dieser zweiten Sitzung, an der ich teilnehmen durfte, trug der Generalvikar die Einnahmen und Ausgaben der Diözese vor. Als ich die Zahlen hörte, wusste ich gleich: „Da kann etwas nicht stimmen! Mit solch geringen Einnahmen kann man doch nicht den ganzen Apparat finanzieren!“ Als mir klar wurde, dass wir hier mit völlig falschen Informationen abgespeist werden sollten, meldete ich mich und sagte: „Herr Generalvikar, das können doch beim besten Willen nicht die gesamten Einnahmen der Diözese sein!“ Erboast erhob sich der Angesprochene: „Wollen Sie mich etwa einer Lüge bezichtigen?!“ Ich antwortete: „Nein, Hochwürden, ich will nur verstehen, was Sie uns

sagen! Und nach meinem groben Überschlag kann das hier definitiv nicht der gesamte Haushalt der Diözese sein!“

Nachdem sich das Gemurmel im Saal gelegt hatte, sagte der Generalvikar: „Ich spreche ja auch nicht von dem gesamten Einkommen des Bistums. Wir sprechen hier nur über die Zahlen der Diözese, nicht über die Zahlen des Bischöflichen Stuhls!“ Das seltsame Wort „Bischöflicher Stuhl“ hörte ich da zum ersten Mal in meinem Leben.

Als ich verstanden hatte, dass wir hier nur die halbe Wahrheit über die Finanzen der Kirche erfuhren, stand ich auf und verließ den Versammlungsraum. Was mich lange wunderte und ärgerte, war, dass keiner meinem Beispiel folgte und alle Deputierten auf ihren Stühlen sitzen blieben. Albert Einstein hat einmal formuliert: „Das Universum und die Dummheit der Menschen sind unendlich; bei Ersterem bin ich mir da aber nicht so sicher.“ Ich dachte mir: „Man könnte hier auch von Feigheit statt von Dummheit sprechen!“ Jedenfalls hatte sich mein Deputiertendasein im Diözesanrat damit erledigt.

Diese und andere Erfahrungen erschütterten zwar meinen unbedingten Glauben an die Institution Kirche, nicht aber meinen christlichen Glauben. Ein wirkliches „Damaskuserlebnis“ (wenn auch in umgekehrter Richtung, nämlich in Form einer Wandlung vom Paulus zum Saulus) hatte ich erst später, nämlich auf einer Pilgerreise ins sogenannte „Heilige Land“ im Jahr 1973. Mein Freund Hans Schneider, Pastor in einer Gemeinde an der Mosel, lud mich ein, mit anderen Gemeindemitgliedern eine Pilgerreise nach Israel zu unternehmen. Das reizte mich. Ich wollte immer schon die Orte kennenlernen, von denen ich in der Bibel in Latein und Griechisch gelesen hatte.

Wir flogen nach Tel Aviv, von da aus ging es in einen Kibbuz. Nach acht Tagen traten wir mit einem Bus die Reise nach Jerusalem an. Wir sahen viele interessante Orte, von denen behauptet wurde, dass Jesus dort gepredigt und Wunder gewirkt habe. Auf dieser Rundfahrt besuchten wir auch Yad Vashem, wo Juden der

sechs Millionen Brüder und Schwestern gedenken, die die Deutschen auf bestialische Art ermordet haben. Noch nie in meinem Leben habe ich mich so geschämt, Deutscher zu sein.

Natürlich waren wir auch auf dem Kalvarienberg und in der „Geburtskirche“, die selbstverständlich kein Stall war, sondern eine Kirche wie viele andere auch. In dieser Kirche waren Priester und Ordensleute aus allen christlichen Religionen versammelt: Orthodoxe mehrerer Richtungen, römisch-katholische, evangelische sowie andere, die wir überhaupt nicht kannten.

Im vorderen Teil der Kirche sahen wir hohe Geistliche in unterschiedlichen Gewändern, die lange, verzierte Stäbe trugen. Jede Gruppe hatte sich einen Platz gesichert, wo sie ihre Truhen aufgestellt hatten, in die die Besucher ihre Spenden einwerfen konnten und sollten. Wehe jedoch, wenn es dabei klingelte, denn dann war kein Schein, sondern eine Münze eingeworfen worden, was die Priester erzürnte! Aber das war nicht das Einzige, was uns erstaunte: Die geistlichen Teilnehmer der verschiedenen Gruppen verteidigten ihr Revier gegen alle, die ihnen zu nahe kamen – vor allem gegen die „Brüder“ der anderen christlichen Organisationen.

Wir erlebten, wie die Geistlichen mit ihren Stäben aufeinander losgingen und Schreie und Flüche ausstießen. Das veranlasste uns, diese „heilige“ Stätte ganz schnell wieder zu verlassen. Am nächsten Tag besuchten wir den so genannten „Abendmahlsaal“. Kaum eingetreten, warfen sich die Mitglieder unserer Pilgergruppe auf den Boden, weinten laut und sangen viestimmig das Lied „Beim letzten Abendmahle“, das wir schon oft in der Heimatkirche gesungen hatten. Nur zwei Mitglieder unserer Gruppe blieben stehen und schauten sich das Schauspiel peinlich berührt an: ein Notar und ich.

Ich zweifelte daran, dass dies der Abendmahlsaal war, dass es überhaupt einen solchen gegeben hatte. Zudem hatte ich inzwischen ernste Zweifel an dem, was wir in jeder heiligen Messe „erlebten“, die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi. Das alles war für Katholiken ja nicht bloß sym-

bolisch gemeint, sondern sollte wirklich und wahrhaftig stattfinden.

Am nächsten Tag gingen wir durch das Damaskustor auf den Tempelberg. Dort hatten die Israelis keine Bauten errichtet, weil sie nicht einschätzen konnten, wo der alte Tempel und damit das größte Heiligtum im Judentum genau gestanden hatte. Sie wussten nur, dass die Klagemauer am Rande dieses Heiligtums stand, weshalb die orthodoxen Juden dort noch heute unablässig ihre Gebete verrichten und ihre Wunschzettel in die Ritzen des Mauerwerks stecken, wo sie abends wieder eingesammelt werden. Die Muslime hatten solche Bedenken in Bezug auf den Tempelberg nicht: Sie erbauten dort ihre nach Mekka zweitwichtigste Moschee, die wir mit der Pilgergruppe ebenfalls besuchen wollten.

Nachdem wir unsere Schuhe am Eingang ausgezogen hatten, führte uns eine Muslima durch den Sakralraum und erklärte uns auf Deutsch die Geschichte der Moschee. Der Rundbau hatte oben eine Öffnung im Durchmesser von etwa 1,50 Meter. „Durch diese Öffnung“, erklärte uns unsere Reiseführerin, „ist Mohammed auf einem weißen Schimmel in den Himmel aufgefahren.“ Unsere Pilgergruppe brach in lautes Gelächter aus. Einer aus der Gruppe rief: „Wie kann man denn an so etwas Bescheuertes glauben?“ Eine andere meinte: „Das ist doch unmöglich, vom Boden aus 20 Meter auf einem Pferd durch dieses kleine Loch zu springen und in den Himmel aufzufahren!“

Für mich war dies das entscheidende Erlebnis für meine innere Abkehr vom Glauben: Gestern noch der Kniefall beim Gedanken an die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu – und heute dieses maßlose Gelächter über die Himmelfahrt von Mohammed, die zwar ähnlich unglaublich war wie die katholische Zaubernummer beim Abendmahl, aber wenigstens nicht mit einem rituell-kannibalischen Akt einherging! Diese unfassbare Borniertheit meiner Glaubensbrüder und -schwestern war ein Schock, der mich für meinen weiteren Lebensweg begleiten sollte.

Ich begann nun, auch an den anderen Wundern der Bibel zu zweifeln, zum Beispiel an der Himmelfahrt Jesu (die im Falle Mohammeds nur Gelächter ausgelöst hatte), der Jungfrauengeburt (die ich aus den alten Schriften in ähnlicher Form schon gelesen hatte), der Auferstehung von den Toten und vieles andere mehr. Von da an gingen meine Kirchbesuche deutlich zurück. Ich fing sogar an, Bücher zu lesen, ohne vorher zu prüfen, ob sie auf dem Index standen. Besonders beeindruckte mich dabei das Buch „Jesus Menschensohn“ von Rudolf Augstein. Ich bestellte daraufhin auch den von Augstein herausgegebenen „Spiegel“, den ich bis heute ununterbrochen lese.

Der Spiegel war für mich wie ein Aufwachen aus einem Tiefschlaf. Es wurden Themen behandelt, von denen ich früher nicht einmal gehört hatte. Das Magazin war für mich wie ein Brunnen, aus dem ich meinen Durst stillen konnte, nachdem ich Jahrzehnte in der Wüste verbracht hatte. Jahre später machte ich mit meinem Wohnmobil, mit dem ich viele Reisen mit meiner Familie ins Ausland unternommen hatte, auf der Insel Sylt Urlaub, wo wir uns abends an eine Friedhofsmauer stellten, weil es dort nachts am ruhigsten war. Als ich morgens über den Friedhof schlenderte, blieb ich wie gebannt vor einem Grab stehen. Auf dem Grabstein stand: „Rudolf Augstein, 1923-2002.“ Ich konnte es nicht fassen: Hier lag der Mann, der meinem Leben einen neuen Sinn gegeben hatte! Ich kniete mich neben das Grab und sagte laut: „Danke, lieber Rudolf, du hast mein Leben entscheidend verändert. Ohne dich wäre ich heute nicht der, der ich geworden bin!“

Das Bild von Augsteins Grab habe ich heute noch vor Augen. Hätte er noch gelebt, wäre ich ihm um den Hals gefallen und hätte geweint – aus Dankbarkeit für all die neuen Einsichten, die er mir geschenkt hat. Natürlich las ich aber auch andere wissenschaftliche und kirchenkritische Bücher. Aus meiner gewohnten Umgebung – der Kirche – zog ich mich völlig zurück. Nach langem Zögern entschloss ich mich dann auch, aus dieser

Organisation, die mich fast vierzig Jahre wertvolle Lebenszeit gekostet hatte, auszutreten.

Obschon ich wusste, dass ich bei einer solchen mafiösen Gesellschaft nicht bleiben konnte, schob ich den offiziellen Austritt allerdings immer wieder hinaus. Ich fragte mich oft: „Warum gehst Du nicht einfach zum Standesamt und unterschreibst die Austrittserklärung aus der katholischen Kirche?“ Immer wieder schreckte ich vor diesem Schritt zurück. Was war der Grund für mein Zögern? Das wurde mir erst bewusst, nachdem ich nachts geträumt hatte, ich wäre aus der Kirche ausgetreten und in der Hölle gelandet. Die unbewusste Höllenangst hielt mich zurück, diesen Schritt zu gehen. Irgendwann aber meinte ich, stark genug dafür zu sein: Ich ging auf unser Standesamt, um den Akt zu vollziehen. Ich öffnete die Türe – und schloss sie direkt wieder. Ich musste tatsächlich drei Anläufe nehmen. Am 30. Dezember 1977 gelang es mir endlich, offiziell aus der katholischen Kirche auszutreten.

Im Februar des Folgejahres kamen drei Mitarbeiterinnen in mein Büro, das immer für alle offen stand, und fragten, ob ich Zeit für ein kurzes Gespräch hätte. Natürlich hatte ich das. Sie drucksten herum und wollten mit der Sprache nicht richtig heraus. Ich fragte: „Wo drückt euch denn der Schuh? Habt ihr Ärger mit einem Vorgesetzten oder geht es um euren Lohn?“ „Nein, nein!“, sagten sie, „wir haben ein ganz anderes Problem!“ Ich hakte nach: „Und um was geht es?“ Die Frauen schauten sich gegenseitig an, bis eine sagte: „Du bist bisher ja ein guter Chef gewesen, hast uns übertariflich bezahlt und wir konnten mit unseren Problemen immer zu dir kommen. Aber jetzt gehst du bestimmt über Leichen!“ „Warum das denn?“, fragte ich erstaunt und erschrocken zugleich. „Weil du aus der Kirche ausgetreten bist!“, antworteten sie.

„Woher wisst ihr das denn?“, fragte ich erstaunt. Antwort: „In der Silvesterpredigt hat der Pastor von Judas gesprochen, der den Herrn für dreißig Silberlinge verraten hat. Diese Predigt

hat er sonst immer Karfreitag gehalten. Deshalb sind wir nach der Messe zu ihm hingegangen und haben gefragt, warum er jetzt schon diese Predigt gehalten hat.“ Auf die Frage der Frauen habe der Pastor geantwortet: „Ich darf euch das eigentlich nicht sagen, aber ich denke, ihr solltet es wissen! Stellt euch vor: Euer Chef ist aus der Kirche ausgetreten!“

Das genügte, um die Frauen in Panik zu versetzen. Denn wer aus der Kirche austritt, kann nur ein Teufel sein und kommt in die Hölle. Das hatte man den Gläubigen immer wieder eingetrichtert. Ich wusste anfangs gar nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Gegen das Wort des Pastors war im Hunsrück schwer anzukommen. Dann sagte ich: „Ja, es stimmt: Ich bin aus der Kirche ausgetreten, aber aus guten Gründen. Deshalb bin ich ganz gewiss kein schlechterer Mensch geworden! Ich werde euch beweisen, dass ich immer noch derselbe bin, und euch genau so behandeln werde wie bisher.“

Immer noch ungläubig ob meiner Worte verließen die Frauen mein Büro. Etwa drei Monate später erkundigte sich ein Prälat aus dem Umfeld des Trierer Bischofs bei meiner Sekretärin nach einem Termin für ein Gespräch mit mir. Ich wunderte mich ein wenig über die Anfrage, stimmte aber zu. Nachdem wir Allgemeines ausgetauscht hatten, kam der Prälat auf den eigentlichen Grund seines Besuchs zu sprechen: „Herr Steffen, Sie sind ja aus der Kirche ausgetreten. Das hatte bestimmt auch etwas mit Ihrer Kirchensteuer zu tun.“ „Das war nicht der Grund für meinen Austritt“, sagte ich. Er erwiderte: „Das sagen mir die Leute immer, weil sie nicht zugeben wollen, dass sie die Kirchensteuer sparen wollten. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Wenn Sie wieder in die Kirche eintreten, erlassen wir Ihnen ein Drittel Ihrer Kirchensteuer!“

Ich entgegnete: „Damit erreichen Sie bei mir gar nichts! Ich habe doch gesagt, dass das Geld bei meiner Entscheidung keine Rolle gespielt hat!“ Der Prälat ließ nicht locker und sagte: „Herr Steffen, ich mache Ihnen jetzt einen Vorschlag, den ich noch nie einem Austrittswilligen gemacht habe! Hören Sie zu: Wir erlas-

sen Ihnen die Hälfte der zu zahlenden Steuer, wenn Sie wieder eintreten!“ Ich war erbost über seine Hartnäckigkeit und seinen Versuch, mich mit Rabatten für die Kirche wiederzugewinnen. Unwirsch bat ich ihn, das Büro zu verlassen und mir nie wieder unter die Augen zu treten. Wortlos verließ er mein Büro.

Später habe ich Menschen, die schon lange nicht mehr in die Kirche gingen und sich auch nicht an ihre Vorgaben hielten, gefragt: „Warum trittst du nicht aus der Kirche aus und sparst dir die Kirchensteuer?“ Die häufigste Reaktion war eine Gegenfrage: „Und wenn es die Hölle doch gibt?!“ Ich kann diese Angst gut nachvollziehen: Noch zehn Jahre nach meinem Austritt wachte ich morgens schweißgebadet auf und dachte, ich sei in der Hölle gelandet. Erst im Verlauf meines weiteren Lebens, in dem ich mich mit Evolution und Hirnforschung beschäftigte und erkannte, dass es nach dem Tod nichts mehr geben kann, fiel diese Höllenangst langsam von mir ab. Erst von diesem Moment an fühlte ich mich wirklich frei und konnte mich ohne Furcht vor einem schrecklichen Jenseits mit voller Kraft meiner Arbeit und meinem Leben zuwenden.

Um das Jahr 1987, 10 Jahre nach meinem Kirchenaustritt, war ich Gott (und vor allem: seinen Teufel!) endlich los. Ich war „gottlos glücklich“! Die Kirche, die mich 50 Jahre drangsaliert hatte, war mir nun ziemlich schnuppe, das Thema hatte sich für mich erledigt, wie ich glaubte. Zu diesem Zeitpunkt wäre ich keineswegs auf den Gedanken gekommen, mich irgendwie auf dem Feld der Religionskritik zu engagieren. Hierzu war ein weiteres (umgedrehtes) „Damaskuserlebnis“ erforderlich – und wieder einmal geschah es auf einer Auslandsreise.

Im Mai 1988 machte ich mit Kollegen aus dem Möbelverband Bayern, wo ich eine Küchenmöbelfabrik hatte, eine Weltreise. Wir besuchten Teile von Australien, die Nord- und die Südinsel von Neuseeland und flogen anschließend nach Tahiti, um uns von unserer anstrengenden Reise zu erholen. Ich hatte für mich und meine Frau Christa einen Überwasserbungalow gebucht – ein echtes Südsee-Paradies! Morgens kamen zwei tahitianische

Mädchen mit einem kleinen Boot und brachten uns das Frühstück. Mittags und abends aßen wir mit unseren Mitreisenden im Hotel, das wir über einen Steg erreichen konnten.

Was ich damals nicht wusste: In diesem Bungalow auf Tahiti wurde der Grundstein für die spätere Gründung der Giordano-Bruno-Stiftung gelegt. Inwiefern? Nun, mein Schwager, der im Justizministerium eine hohe Position bekleidete, hatte von einem Oberstaatsanwalt ein Buch mit dem Titel „Abermals krähte der Hahn“ als Geschenk erhalten. Als er erfuhr, dass ich eine Weltreise antreten würde, meinte er: „Da du ja schon aus der Kirche ausgetreten bist, hast du sicher kein Problem damit, dieses Buch unterwegs zu lesen. Ich selbst habe es nur bis zur Seite zwölf geschafft und dann zur Seite gelegt, weil ich in meinem Glauben nicht noch mehr verunsichert werden wollte.“

Ich nahm das Buch gerne an, weil ich hoffte, mal etwas wirklich Kritisches über das Christentum zu erfahren. Das Buch lag während der Reise ungelesen in meinem Gepäck, bis wir nach Tahiti kamen und ich auf meiner bequemen Liege Zeit hatte, hineinzuschauen. Als ich dann allerdings mit dem Lesen begann, konnte ich nicht mehr aufhören! Ich ließ sogar Mahlzeiten ausfallen, um zu erfahren, welche ungeheuren Verbrechen diese Mafia, der ich so lange angehört hatte, begangen hatte. Mich packte die kalte Wut und ich bat meinen Schwager telefonisch, mir noch mehr Bücher von diesem Autor namens Deschner zu schicken, der mir bis dato völlig unbekannt war. Innerhalb von drei Tagen kamen zwei weitere Deschner-Bände an.

Ich stürzte mich darauf, las die Bücher in Windeseile durch und vergaß völlig, dass wir in einem Paradies im Pazifik weilten und meine Frau diesen wunderbaren Urlaub auch genießen wollte. Die Lektüre zog mich jedoch derart in ihren Bann, dass ich für alles andere nicht mehr zu haben war. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich Bücher mit dieser Inbrunst gelesen, und nie zuvor hat mich beim Lesen eine solche Wut gepackt.

Mir wurde klar: „Du kannst jetzt nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Jetzt musst du etwas unternehmen gegen diese

Bande!“ Was das sein konnte, wusste ich noch nicht. Was ich hingegen sehr genau wusste, war, dass ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland auf dem schnellsten Wege den Kontakt zu dem Autor der Bücher, Karlheinz Deschner, aufnehmen sollte, ja musste.

Zurück in der Heimat rief ich sofort beim Rowohlt-Verlag in Reinbek an, in dem Deschners Bücher erschienen waren. Auf meine Frage, wo ich den Schriftsteller treffen könne, wurde mir immer wieder gesagt: „Die Adressen unserer Autoren dürfen wir aus Datenschutzgründen nicht herausgeben!“ Eines Tages erwischte ich jedoch eine junge Volontärin, die offenbar von diesem Autorenschutz noch nichts gehört hatte. Nach kurzer Prüfung sagte sie, sie könne mir nur seinen Wohnort nennen: Haßfurt in Bayern. Das reichte mir schon. Am nächsten Tag fuhr ich nach Haßfurt und ging in die Stadtverwaltung. Dort erfuhr ich, wo Deschner genau wohnte.

Die Straße und das Haus hatte ich schnell gefunden, Haßfurt ist ja nicht besonders groß. Der Schriftsteller wohnte in einem kleinen Haus, das in einer ruhigen Straße gelegen war. Ich ging zur Tür und klingelte. Nach einigem Warten öffnete sich die Haustür, aber nur einen Spalt breit. Eine Männerstimme, deren Besitzer sich nicht zu erkennen gab, sagte nur: „Ja bitte?“ Ich versuchte zu erklären, dass ich eine weite Fahrt unternommen habe, um den Autor des Buches „Abermals krähte der Hahn“ kennenzulernen.

Nun öffnete ein schwächlicher Mann die Tür ein klein wenig mehr und antwortete: „Das wollen andere auch, aber ich lasse niemand in mein Haus, ich kenne Sie ja gar nicht!“ Zäh wie ich bin, ließ ich nicht locker: „Lieber Herr Dr. Deschner“, sagte ich, „ich war gerade auf Tahiti im Urlaub und habe dort mehrere Bücher von Ihnen gelesen. Ihre Werke haben mich so aufgewühlt, dass meine erste Reise nach meiner Rückkehr zu Ihnen führte. Ich musste unbedingt den Mann kennenlernen, der mich so erschüttert hat wie niemand zuvor!“

Deschner lächelte nun und sagte: „In Ordnung. Kommen Sie herein! Ich habe aber nicht viel Zeit, vielleicht eine halbe Stunde.“ Aus der halben Stunde wurde der Rest des Tages. Nachdem ich ihm etwas aus meinem Leben erzählt hatte, fasste er etwas mehr Vertrauen zu dem „unangemeldeten Eindringling“. Dabei erzählte er, dass sein bisheriger Mäzen aus der Schweiz gestorben sei und er nicht wisse, wie er jetzt den Lebensunterhalt für seine Familie bestreiten solle.

Spontan sagte ich: „Ab heute bin ich Ihr Mäzen!“ Nachdem er sich von dem ersten Schock erholt hatte, meinte Deschner: „Aber Sie kennen mich doch gar nicht!“ „Doch!“, widersprach ich. „Ich habe drei Ihrer Bücher gelesen und weiß jetzt, dass es wahrscheinlich keinen Menschen gibt, der sich so mit diesem Thema beschäftigt hat, von dem ich geglaubt hatte, ich hätte es längst verarbeitet und vergessen. Sie haben mir den Einblick in eine Welt gewährt, die ich so nicht kannte und die mich bis ins Mark erschüttert hat!“

In der weiteren Unterhaltung legte Deschner nach und nach seine Vorbehalte mir gegenüber ab und wir vereinbarten, uns bald wieder zu treffen, um über Möglichkeiten zu sprechen, wie ich ihn unterstützen könnte. Als wir uns an der Türe verabschiedeten, hatte ich allerdings den Eindruck, dass sein Misstrauen immer noch nicht ganz verflogen war und er nicht verstehen konnte, wie ein Mensch, den er noch nie zuvor gesehen hatte, in so kurzer Zeit ein solches Angebot machen konnte.

Tief beeindruckt trat ich den Rückweg an. Zwei Wochen später war ich wieder im Hause Deschner. Dabei lernte ich nun auch seine Frau Elfi kennen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Deschner sich einen Großteil der Bücher, die er brauchte, um seine eigenen zu schreiben, in einer Bibliothek in Bamberg ausgeliehen. Das kostete ihn Zeit, und nach der Rückgabe hatte er keine Möglichkeit mehr, noch einmal etwas in dem geliehenen Buch nachzuschlagen. Diesen Missstand änderte ich sofort: Ab jetzt bestellte Deschner die Bücher telefonisch in der örtlichen Buchhandlung, die Rechnung ging an mich.

Viel Zeit verbrauchte Karlheinz bis dahin mit Lesereisen. Das war neben dem Verlagshonorar seine einzige Möglichkeit, Geld zu verdienen. Weil er stets in chronischer Geldnot gelebt hatte, suchte er sich seine Verlage nach dem Prinzip „Wer am meisten zahlt, bekommt das Manuskript!“ Auch das änderten wir schnell: Von nun an bot Karlheinz neue Bücher zuerst Rowohlt an, im Gegenzug sorgte der Verlag dafür, dass Deschner noch enger mit seinem Lieblingslektor zusammenarbeiten konnte: *Hermann Gieselbusch*.

Die Lesereisen verkürzten wir auf ein Minimum, damit ihm mehr Zeit für seine eigentliche Arbeit blieb: das Studieren und Recherchieren der Quellen, die er für seine Bücher nutzte. Da das Studium und die Auswahl der Quellentexte die meiste Zeit in Anspruch nahmen, organisierte und bezahlte ich vier Studenten, die Deschner bei der Quellenanalyse unterstützen sollten. Nach fast einem Jahr stellte er jedoch fest, dass er mit dieser sogenannten Recherchehilfe mehr Arbeit hatte, als wenn er selbst auf die Suche nach geeigneten Quellentexten gegangen wäre. Also beendeten wir diesen Versuch und verzichteten zukünftig auf derartige „Hilfen“.

An jedem seiner Geburtstage machten wir eine Reise in ein Land oder eine Region seiner Wahl. Sein Lektor Hermann Gieselbusch begleitete uns fast immer und oft waren auch unsere Frauen mit von der Partie. Mit zunehmendem Alter fiel Karlheinz das Reisen jedoch immer schwerer, weshalb wir uns in einem Hotel im Maingebiet trafen oder in die Haßberge fuhren, wo er in seiner Jugend viel Zeit verbracht hatte. Denn Deschners Vater war einst Förster in einem Gebiet, das dem Bischof von Bamberg gehörte. Vielleicht aus Opposition zum Vater hatte sich Karlheinz zum Wilddieb entwickelt – was ihn in späterer Zeit schwer belastete. Denn Karlheinz war ein Tierfreund, wie ich nur sehr wenige in meinem Leben getroffen habe.

Ich habe oft gesagt: „Karlheinz, du liebst die Tiere mehr als die Menschen.“ Er antwortete: „Ja, das stimmt! Ich bin ja immer auf der Seite der Opfer! Tiere sind die Gefangenen der

Menschen, selbst dann, wenn sie Wildtiere sind. Der Mensch hat ihnen weitgehend ihren Lebensraum weggenommen und dagegen können sie sich nicht wehren!“ Unseren Umgang mit den Tieren empfand Karlheinz als „das schwärzeste Verbrechen der Menschheitsgeschichte“. Es belastete ihn sehr, dass er dagegen nicht noch mehr unternommen hatte. Mitunter nahm seine Tierliebe allerdings recht merkwürdige Züge an. So verfügte er, dass seine Leiche nach seinem Tode nicht verbrannt werden dürfe. Begründung: „Mein Körper soll den Tieren in der Erde als Nahrung dienen!“

Als wir uns zum ersten Mal begegneten, hatte Karlheinz gerade die Arbeit am dritten Band seiner „Kriminalgeschichte des Christentums“ abgeschlossen. Insgesamt war die Buchreihe auf zehn Bände ausgelegt, er selbst glaubte aber nicht daran, dass er dieses Mammutwerk wirklich vollenden könne. Bei guter Gesundheit rechnete er damit, allenfalls bis zum siebten Band zu gelangen.

Damit konnte ich mich aber nicht abfinden: Ich wollte unbedingt, dass Karlheinz dieses weltweit einzigartige Grundlagenwerk zu Ende bringt! In dieser Hinsicht war ich mitunter recht streng mit ihm und machte meine weiteren Zahlungen davon abhängig, dass er keine anderen Bücher mehr schrieb, sondern nur noch an diesem einen 10-bändigen Buchprojekt weiterarbeitete. Und was zuvor niemand zu glauben wagte: Karlheinz stellte den zehnten Band der Kriminalgeschichte am Ende tatsächlich noch fertig! Allerdings waren seine Kräfte zu diesem Zeitpunkt, im Jahr 2013, so geschwächt, dass der 10. Band nur noch den halben Umfang seiner Vorgängerbände hatte. Schlimmer noch: Deschners monumentaler „Krimi“ endete nicht – wie verabredet – in der Gegenwart, sondern gegen Ende des 18. Jahrhunderts! Was also tun?

Zum Glück gab es da einen talentierten, jungen Philosophen, den ich im Jahr 2003 kennengelernt hatte und mit dem ich 2004 die Giordano-Bruno-Stiftung gründete: Michael Schmidt-Salomon. Er schlug vor, Deschners altes Buch „Die Politik der

Päpste“, das sich mit der Entwicklung und den Verbrechen der katholischen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert beschäftigt hatte, zum inoffiziellen 11. Band der Kriminalgeschichte zu machen. Das Problem war allerdings, dass „Die Politik der Päpste“ in den 1980er Jahren endete, Karlheinz sich aber nicht mehr in der Lage sah, die Pontifikate von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. entsprechend seinen eigenen Qualitätsansprüchen darzustellen.

Aus diesem Grund war Karlheinz sehr erfreut, dass Michael diese Aufgabe für ihn übernahm und den 11. Band der Kriminalgeschichte mit einer 40-seitigen Abhandlung über die „wundersame Welt des Karol Wojtyla“ und „Ratzingers Skandalchronik“ kongenial vollendete. Die aktualisierte Fassung von „Die Politik der Päpste“ erschien 2013 im Alibri Verlag, kurz nachdem der 10. Band der „Kriminalgeschichte des Christentums“ im Rowohlt Verlag herausgekommen war. Damit war Deschners Lebenswerk abgeschlossen, das wir im März 2013 noch einmal mit einem bewegenden Festakt am Stiftungssitz feierten. Es sollte der letzte öffentliche Auftritt von Karlheinz vor seinem Tod im April 2014 sein.

Dass sich Karlheinz und Michael als Menschen so gut verstanden und sich auch als Schriftsteller gegenseitig wertschätzten, war ein großes Glück. Denn ihre erste Begegnung in Haßfurt hätte durchaus in einem schlimmen Eklat enden können. Warum? Nun, weil ich Karlheinz eigentlich versprochen hatte, eine „Karlheinz-Deschner-Stiftung“ ins Leben zu rufen, Michael mich dann aber davon überzeugt hatte, stattdessen eine „Giordano-Bruno-Stiftung“ zu gründen. Um zu erklären, wie es dazu kam, muss ich etwas weiter ausholen...

Seit 1999 veranstalteten Bibi und ich die sogenannte „Postmatinee im Haus am See“, die alle drei Monate am Sonntagnachmittag in Mastershausen stattfand. „Haus am See“ hieß es, weil wir einen riesigen Teich in unserem Garten angelegt hatten. Manchmal bestand die Postmatinee auch aus einem Konzert oder einem Kabarettvortrag, meistens jedoch gab es Vorträge

von renommierten Referentinnen und Referenten zu spannenden Fragen aus Wissenschaft, Gesellschaft oder Religion. Ich weiß nicht, ob es an der Prominenz der Vortragenden, unseren Themen oder an der exklusiven Ausstattung des Hauses mit seiner wunderbaren Parkanlage gelegen hat, jedenfalls war unsere „Postmatinee“ von Anfang an ein voller Erfolg!

Für November 2003 lud ich Carsten Frerk, dessen Werk „Finanzen und Vermögen der Kirchen in Deutschland“ ich gerade mit großem Interesse gelesen hatte, dazu ein, über den „Konzern Kirche“ bei unserer Postmatinee zu referieren. Nach seinem brillanten Vortrag, zu dem er mit seiner Frau Evelin aus Hamburg angereist war, sagte er zu mir: „Wir fahren jetzt weiter zu einem kleinen Ort in der Eifel, Nähe Trier. Dort treffe ich mich mit Michael Schmidt-Salomon, mit dem ich gerade an einem Buch zum Thema ‚Die Kirche im Kopf‘ arbeite.“

Den Namen „Schmidt-Salomon“ hatte ich schon einmal gehört. Ich erinnerte mich daran, dass ich ihn sogar schon einmal aus der Ferne auf einer Veranstaltung zu Ehren von Karlheinz Deschner gesehen hatte. Einer der Teilnehmer hatte mich auf ihn hingewiesen: „Schau mal auf den Mann da drüben mit dem Baby auf dem Arm: Ich denke, der wird es als Religionskritiker mal weit bringen, jedenfalls hat er das Potenzial dazu!“ Als Carsten Frerk den Namen „Schmidt-Salomon“ nannte, schoss es mir wie ein Blitz durch den Kopf: „Den musst du mal näher kennenlernen, vielleicht ist er ja genau der Mann, mit dem man eine Deschner-Stiftung aufbauen könnte!“ (Dass ich so etwas nicht allein auf die Beine stellen konnte, war mir von Anfang an klar, weshalb ich schon lange auf der Suche nach geeigneten Mitstreitern war.)

Ich fragte Carsten Frerk, ob ich mitfahren dürfte. Postwendend rief er Michael an, der keine Einwände hatte. So fuhren wir mit getrennten Autos nach Butzweiler, einem Ort, von dem ich vorher noch nie gehört hatte. Wir kamen zu einem alten Haus, dessen Hof nicht einmal befestigt war („Wir fuhren nach Kasachstan!“, habe ich später einmal gesagt). Michael hatte

„sein“ Büro im ersten Stock – „sein“ Büro deshalb, weil ständig Kinder hereingelaufen kamen und uns im Gespräch störten.

Im Grunde allerdings unterhielten sich vor allem Carsten und Michael, ich hörte gespannt zu. Zunächst ging es um das Buchprojekt „Die Kirche im Kopf“, dann zog Michael aus der Schreibtisch-Schublade Vordrucke seines Aufsatzes zur „Philosophie des evolutionären Humanismus“ hervor, die er zufällig erst einige Tage zuvor erhalten hatte. In wenigen, für mich aber sehr überzeugenden Worten skizzierte er den evolutionären Humanismus als eine „alternative Leitkultur“, die wissenschaftliches Wissen und humanistische Werte miteinander in Einklang bringt. Ich war begeistert! Und ich wusste sofort, dass ich mit Michael und Carsten genau die Leute gefunden hatte, die ich für die Gründung einer Stiftung brauchte.

Nachdem ich den Gesprächen der beiden eine Zeitlang still gelauscht hatte, sagte ich unvermittelt: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!“ Erstaunt schauten mich die beiden an. Natürlich konnten sie nicht einschätzen, was ich damit meinte. Nach einer kurzen Verlegenheitspause fragte Michael: „Was, äh, wollen Sie uns damit sagen, Herr Steffen?“ Ich nahm gleich mal das sperrige „Sie“ aus dem Spiel und bot den beiden das „Du“ an: „Ich bin der Herbert und ich würde mich freuen, wenn wir drei in den nächsten Jahren eng zusammenarbeiten würden!“

„Aber Sie kennen uns doch gar nicht!“, sagte Carsten. Das „du“ war so schnell noch nicht bei ihm angekommen. „Doch!“, lautete meine Antwort. „Ich habe in meinem Leben so viele Menschen kennengelernt, dass ich sehr schnell beurteilen kann, ob sie vertrauenswürdig sind und ob sie die notwendigen Fähigkeiten mitbringen, um eine wichtige Aufgabe zu übernehmen. Und ihr beide habt mich auf Anhieb überzeugt!“

Sehr viel mehr konnten wir an diesem Tag nicht besprechen, da ich noch einen Termin in Mastershausen hatte. Als Michael mich zur Tür begleitete, verabschiedete ich mich mit den Worten: „Ich denke, das war heute der Beginn einer langen

und fruchtbaren Freundschaft und Zusammenarbeit!“ Nach Michaels Gesichtsausdruck zu urteilen, dachte er wohl, ich hätte eine Meise!

Gleich am nächsten Morgen rief ich bei ihm an und lud ihn zu einem Treffen in Mastershausen ein, das dann wenige Tage später auch stattfand. Ich erzählte Michael nun von meinen Plänen, eine Karlheinz-Deschner-Stiftung zu gründen, die sich neben der Förderung der Religionskritik auch mit dieser interessanten „Philosophie des evolutionären Humanismus“ beschäftigen könnte, von der ich gerade erst erfahren hatte. Da Michael ein großer Deschner-Verehrer war und jedes Buch von ihm gelesen hatte, begrüßte er natürlich die Gründung einer Deschner-Stiftung. Allerdings gab er zu bedenken, dass sich eine Stiftung mit diesem Namensgeber auf Christentums- und Kirchenkritik konzentrieren müsse. Der evolutionäre Humanismus sei thematisch sehr viel breiter aufgestellt.

Wie Michael darlegte, müsse ich mich entscheiden, was ich wolle: Für eine Stiftung, die sich vornehmlich für Kirchen- und Christentumskritik einsetzt, sei Deschner ein hervorragender Namensgeber. Ginge es mir aber zudem noch um die universellen Menschenrechte, um Religionsfreiheit in islamischen Ländern, um den prinzipiellen Unterschied von wissenschaftlichem Wissen und religiösem Glauben sowie die Verbindung von Humanismus und Evolutionstheorie, so müsste ich einen anderen Namen für die Stiftung finden.

Michaels Argumente waren überzeugend, versetzten mir aber einen Stich. Schließlich hatte ich Karlheinz die Gründung einer nach ihm benannten Stiftung versprochen und mich selbst über die Jahre ganz auf „Deschner“ eingestellt. Daher bat ich mir Bedenkzeit aus und schlug Michael vor, er solle doch mal vorsorglich eine Liste mit möglichen alternativen Stiftungsnamen aufstellen. Eine Woche später legte er mir ein Blatt mit rund 20 Namen vor. Einige davon schieden von vornherein aus (etwa „Herbert-Steffen-Stiftung“ – so etwas wollte ich auf keinen Fall!), andere waren zwar gewitzigt, wirkten aber nicht seriös genug (etwa „Stiftung Wahrheitstest“).

Michaels eigener Favorit lautete „Giordano-Bruno-Stiftung“. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mit dem Namen „Giordano Bruno“ im ersten Moment nur wenig anfangen konnte. Also erzählte mir Michael von Brunos tragischem Schicksal und seinen naturphilosophischen Positionen (u.a. hatte er in seinen Werken bereits die Unendlichkeit des Weltalls, den atomaren Aufbau des Kosmos sowie den evolutionären Wandel der Arten beschrieben). Mit diesen Positionen nahm Bruno zwar wesentliche Elemente des modernen Weltbildes vorweg, geriet aber auch in Konflikt mit der „Heiligen Katholischen Kirche“, die ihn am 17. Februar 1600 als „unbelehrbaren Ketzler“ auf dem Scheiterhaufen in Rom verbrannte.

Besonders imponierte mir, wie Bruno nach sieben Jahren Kerkerhaft und Folter auf den Urteilsspruch der Inquisitoren reagierte: „Mit größerer Furcht verkündet ihr vielleicht das Urteil gegen mich, als ich es entgegennehme!“ Das überzeugte mich. Ich habe immer schon Menschen geliebt, die für ihre rationalen Überzeugungen Nachteile, ja sogar den Tod, in Kauf nahmen. Ja, es stand fest: „Giordano-Bruno-Stiftung“ war definitiv der richtige Name für das, was mir vorschwebte!

Nur: Wie sollte ich es Karlheinz erklären, dass ich nun doch keine Deschner-Stiftung ins Leben rief? Um ihm diese Nachricht möglichst schonend beizubringen, fuhren Michael und ich Anfang 2004 zu Deschner nach Haßfurt. Dabei hatten wir zwei „Bonbons“ im Gepäck, die Karlheinz ein wenig besänftigen sollten. Erstens: Die erste große Veranstaltung der Giordano-Bruno-Stiftung sollte ein Festakt zu seinem 80. Geburtstag sein, der im Mai 2004 in seiner Heimatstadt Haßfurt stattfinden sollte. Zweitens: Auf diesem Festakt wollten wir öffentlich verkünden, dass die Giordano-Bruno-Stiftung künftig einen mit 10.000 Euro dotierten „Deschner-Preis für Religions- und Ideologiekritik“ vergibt.

Trotz dieser Besänftigungsmaßnahmen war die Gesprächsatmosphäre am Anfang frostig: Karlheinz konnte sich natürlich vorstellen, dass die Gründung einer „Giordano-Bruno-Stiftung“

nicht allein auf meinem Mist gewachsen war, sondern auf einen Impuls von Michael zurückging. Außerdem fürchtete er wohl in Michael, von dem er bereits einige Texte gelesen und für gut befunden hatte (was bei Karlheinz nur sehr selten vorkam), einen ernstzunehmenden Konkurrenten um meine Gunst als Mäzen.

Das Gespräch begann entsprechend unangenehm, doch dann kamen Karlheinz und Michael irgendwie auf Musik zu sprechen. Dabei zeigte sich, dass Michael Deschners Lieblingskomponisten, Anton Bruckner, ebenfalls wertschätzte, was auch für Deschners zweiten, weit unbekannteren Lieblingskomponisten galt, nämlich Hans Rott (ein Name, den ich zuvor noch nie gehört hatte). Augenblicklich war das Eis zwischen ihnen gebrochen. Die beiden lachten und scherzten, als wären sie langjährige Freunde. Ich kam kaum mehr mit: Nach der Musik ging es plötzlich um Schopenhauer, Nietzsche, Marx und Freud. Dann landeten sie bei der Literatur und zitierten gegenseitig ihre Lieblingsstellen von Heine, Musil und Brecht. So sehr ich mich über diese unerwartete Wendung des Gesprächs freute: Ich musste die beiden ernsthaft daran erinnern, dass wir eigentlich etwas Wichtiges zu besprechen hatten, nämlich die Vorbereitung des Festakts zu Deschners 80. Geburtstag!

Im Laufe der Zeit wurde Karlheinz klar, dass Michael keineswegs als sein Konkurrent auftrat, sondern ihn vielmehr in allen Belangen unterstützte – mitunter sogar gegen mich, wenn ich mal wieder in meiner etwas burschikosen Unternehmer-Art das versprochene nächste Kapitel der „Kriminalgeschichte“ unverzüglich einforderte. Jedenfalls verstanden sich die beiden blendend. Als sich Karlheinz 2010 bei der Verleihung des Robert-Mächler-Preises einen Laudator aussuchen durfte, fiel seine Wahl daher auch nicht ohne Grund auf Michael. Liest man ihre Beiträge von damals (abgedruckt im Band „Was ich denke“ im Rahmen der Deschner-Edition des Alibri Verlags) spürt man, wie eng die beiden menschlich, aber auch im philosophischen Sinne, miteinander verbunden waren.

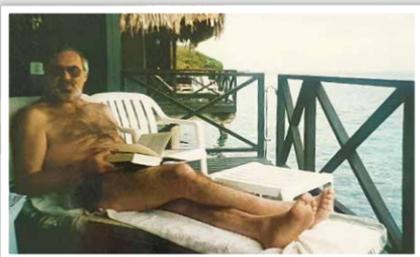
Der größte Unterschied zwischen ihnen bestand wohl darin, dass sich Karlheinz in seinem Werk auf die Schattenseiten des Menschen konzentrierte, während Michael – trotz aller Kritik an unserer Spezies – stets auch die Sonnenseiten hervorhebt. Ein Buch wie Michaels „Hoffnung Mensch – Eine bessere Welt ist möglich!“ (Piper Verlag 2014) wäre Karlheinz niemals aus der Feder geflossen. Dafür hatte er als junger Soldat im zweiten Weltkrieg zu viele Traumata erlebt, die er in seinem düsteren Erstlingsbuch „Die Nacht steht um mein Haus“ (List Verlag 1956) zwar literarisch brillant verarbeitete, aber psychisch niemals bewältigen konnte.

Karlheinz war sich dieses Unterschieds sehr bewusst. Wie sein Vorbild Nietzsche hätte er wohl ebenfalls gerne eine „fröhliche Wissenschaft“ betrieben. Manchmal, etwa in seinem Buch über die „Sexualgeschichte des Christentums“ (ebenfalls in der lobenswerten Deschner-Edition des Alibri-Verlags erschienen), ist ihm das auch in großartiger Weise gelungen! Insgesamt aber besaß er nicht die psychische Konstitution zur Fröhlichkeit, denn Karlheinz war im Grunde seines Herzens ein „unverbesserlicher Pessimist“, nahe an der Schwelle zur Depression. Insofern lese ich die lobenden Worte, die Karlheinz einmal über Michael formulierte, mit einem gewissen Gefühl von Traurigkeit: „Ein Autor sui generis, ein unerschrockener Denker. Tabu um Tabu zertrümmert er, und das mit Charme, ja Humor. Fröhliche Wissenschaft!“

Diese Feinheiten waren mir 2004, beim ersten Zusammentreffen von Karlheinz, Michael und mir in Haßfurt, selbstverständlich noch nicht bewusst. Ich war nur erleichtert darüber, dass Karlheinz die Nachricht vom Ende der Idee einer Deschner-Stiftung so gut verkräftet hatte und dass sich meine beiden „Hausphilosophen“ trotz der schwierigen Anfangsbedingungen so gut verstanden. Vor allem aber freute ich mich, dass es nun schon bald mit der Giordano-Bruno-Stiftung losgehen konnte, die mein Leben in den kommenden Jahren in völlig neue Bahnen lenken sollte...



Das erste Damaskuserlebnis: Studienfahrt nach Jerusalem/Israel 1973



Das zweite Damaskuserlebnis: Deschner-Lektüre auf Tahiti



Im Gespräch mit KHD, Gabriele Röwer und Lektor Hermann Gieselbusch



Dreharbeiten zum Deschner-Film: KHD mit Gabi Röwer, Jacques Tilly und Ricarda Hinz



Der Mäzen und „sein“ Autor



Festakt zum 80. Geburtstag in Haßfurt: Karlheinz mit seiner Frau Elfi
(im Hintergrund: Hermann Josef Schmidt und seine Frau Ursel)



Deschner trägt sich in das „Goldene Buch“
seiner Heimatstadt ein



Karlheinz Deschner und Hans Albert



Die „unheilige Dreifaltigkeit“: Herbert mit
KHD und Michael Schmidt-Salomon

8. KAPITEL

Wissen statt Glauben

Eine kurze Geschichte der Giordano-Bruno-Stiftung

In den 1990er Jahren hatte ich das Buch „Zufall und Notwendigkeit“ des französischen Nobelpreisträgers Jacques Monod gelesen. Ich habe sicherlich nicht alle molekularbiologischen Zusammenhänge verstanden, auf die Monod in seinem Text einging, aber die Grundidee des Buches ließ mich nicht mehr los. Denn sie stellte mein vorheriges Weltbild vollständig auf den Kopf: War ich zuvor von dem naiven Glauben ausgegangen, dass ein allmächtiger Gott das Universum planvoll geschaffen hatte, so begriff ich nun, dass alle Entwicklungen im Kosmos auf das blinde Walten von Zufall und Notwendigkeit zurückzuführen sind.

Auch die Gründung der gbs war ein solches Produkt von Zufall und Notwendigkeit: Es war reiner Zufall, dass mein Schwager Deschners Klassiker „Abermals krähte der Hahn“ geschenkt bekam und mir das Buch just zu einem Zeitpunkt gab, als ich auf Tahiti die Muße dazu hatte, mich damit zu beschäftigen. Danach aber war es für mich eine innere Notwendigkeit, den Autor dieses Buches aufzusuchen und ihn bei der Vollendung seines Lebenswerks zu unterstützen. Gleichermaßen war es Zufall, dass Michael die Druckfahnen seines Aufsatzes zum evolutionären Humanismus genau in dem Moment erhielt, als Carsten und ich bei ihm aufkreuzten. Danach aber war es eine Notwendigkeit, die Idee einer Deschner-Stiftung aufzugeben und die Giordano-Bruno-Stiftung ins Leben zu rufen.

Es gab noch eine Reihe weiterer glücklicher Zufälle bei der Gründung der gbs: So befand sich Michael, nachdem er zehn Jahre an der Universität Trier gelehrt und zwei Jahre ein PR-

Büro mit seiner Frau Elke (der späteren Geschäftsführerin der Stiftung) geleitet hatte, gerade in einer Phase der Umorientierung. Wäre ich ihm nur wenige Wochen später begegnet, hätte er möglicherweise schon eine Dozentenstelle an irgendeiner fernen Uni angetreten und wäre gar nicht in der Lage gewesen, sich für die gbs einzusetzen. Ein glücklicher Zufall war es auch, dass meine Tochter Judith (die später das Sekretariat der Stiftung übernahm) mit ihrer Familie Anfang 2004 aus dem Anbau unseres Hauses auszog, so dass dieser Teil unseres Anwesens nach einer kurzen Umbauzeit sofort für die Stiftung genutzt werden konnte.

Dabei ging alles rasend schnell: Schon am 28. März 2004 fand der erste Vortrag im neu geschaffenen „gbs-Forum“ in Mastershausen statt. Prof. Dr. Franz M. Wuketits sprach vor rund 70 Gästen über ein Thema, das aufs Engste mit der Philosophie des evolutionären Humanismus verknüpft ist: „Der Affe in uns: Warum eine Entzauberung des Menschen überfällig ist“. Manfred, wie ihn seine Freunde (zu denen ich mich bald zählen durfte) nannten, war ein wunderbarer, aber auch ein merkwürdiger Mensch. So richtig in die Gänge kam er erst in den Abendstunden, dann aber hörte er gar nicht mehr auf, über Gott und die Welt in seinem breiten wienerischen Dialekt zu diskutieren.

Legendär waren die Gespräche mit Michael in unserer damaligen „Stiftungsbar“, die oft bis in die Morgenstunden dauerten und mit dem Konsum von reichlich Alkohol und Zigaretten einhergingen. Dazu eine hübsche Anekdote: Aus Versehen leerten die beiden einmal in der Nacht meinen Geburtsjahrs-Portwein aus dem Jahr 1934! Am nächsten Morgen war Manfreds Gesicht so zerknittert, dass ich den großen Gelehrten kaum noch wiedererkannte. Er meinte, der letzte Wein sei ihm nicht so recht bekommen. Als sich herausstellte, welchen Wein er da getrunken hatte, zuckte Manfred vor Schreck in sich zusammen. Offenbar hatte er Angst vor meiner Reaktion und vielleicht auch Sorge, er müsse für den teuren Tropfen aufkommen. Ich aber bin vor Lachen fast zusammengebrochen: „Ich hätte wirklich

nicht gedacht, dass man das alte Zeug überhaupt noch trinken kann! Gut, dass die Flasche weg ist!“ Selten habe ich Manfred so erleichtert gesehen...

Franz M. Wuketits gehörte zu den ersten Menschen, die wir in die Pläne zur Errichtung einer evolutionär-humanistischen Stiftung einweihten. Und das mit gutem Grund: Denn Manfred war derjenige gewesen, der Michael Ende der 1990er Jahre auf Julian Huxleys Konzept des evolutionären Humanismus hingewiesen hatte. Zudem war er auch dafür verantwortlich, dass Michael 2002 einen Vortrag zu diesem Thema hielt – und zwar genau jenen Vortrag, dessen Vorabdrucke Michael bei unserem ersten Treffen im November 2003 hervorkramte, was dann schließlich auch zur Gründung der gbs führte.

Dank Manfred, der durch seine Zusammenarbeit mit Konrad Lorenz und seine vielen Veröffentlichungen zur Evolutionstheorie, evolutionären Erkenntnistheorie und Soziobiologie einen hervorragenden Ruf in der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft genoss, kamen wir in Kontakt zu vielen hochkarätigen Naturwissenschaftlern. Dass die gbs Ende 2004 bereits 20 renommierte Wissenschaftler in ihrem Beirat aufführen konnte, war nicht zuletzt sein Verdienst.

Am 15. April 2004 wurde die Giordano-Bruno-Stiftung (gbs) offiziell als „rechtsfähige öffentliche Stiftung des bürgerlichen Rechts“ anerkannt. Wenige Wochen später traten wir auch schon mit unserer ersten großen Stiftungsveranstaltung in die Öffentlichkeit, nämlich dem Festakt zum 80. Geburtstag von Karlheinz Deschner. Im alten Rathaus der Stadt Haßfurt versammelte sich am 23. Mai viel Prominenz, um Karlheinz zu würdigen. Hätte man damals eine Bombe in den Saal geworfen, wäre auf einen Schlag ein Großteil der religionskritischen Intelligenz in Deutschland ausgelöscht worden.

Michael, der den Festakt moderierte, hatte ein buntes Programm zusammengestellt: Musikalisch umrahmt wurde das Ganze durch den Klaviervirtuosen Igor Kamenz, der Werke von Franz Liszt zu Gehör brachte und dafür als großer

Deschner-Verehrer keinerlei Gage verlangte. Grußworte sprachen u.a. der Bürgermeister der Stadt, in dessen „Goldenes Buch“ sich Karlheinz an diesem Tag eintragen durfte, sowie der Leiter der Sachbuchabteilung des Rowohlt-Verlags, der uns als Mitveranstalter bei der Organisation des Festakts unterstützte. Die Laudatio auf Karlheinz hielt der Nietzsche-Spezialist Hermann Josef Schmidt, der zugleich der erste Vorsitzende des gbs-Kuratoriums war. Neben Deschners Lektor Hermann Gieselbusch und Karlheinz selbst steuerte auch ich einen Redebeitrag zum Festakt bei. Ich nutzte die Gelegenheit, um Karlheinz noch einmal dafür zu danken, wie sehr er mein Leben (und sicherlich auch das Leben vieler anderer Leserinnen und Leser) verändert hat.

Besondere Highlights des Festakts waren für mich die Videosequenzen, die Ricarda Hinz für die Veranstaltung in Haßfurt erstellt hatte. Ricarda und ihren Mann, den inzwischen vielgerühmten Düsseldorfer Karnevalswagenbauer Jacques Tilly, hatte ich bereits in den frühen 1990er Jahren kennengelernt. Damals produzierte Ricarda ihren herausragenden Dokumentarfilm „Die hasserfüllten Augen des Herrn Deschner“, für den sie mich – neben vielen anderen – interviewte. Wir hatten uns danach für ein paar Jahre aus den Augen verloren, was sich nach dem Festakt in Haßfurt jedoch schnell wieder änderte. Ricarda und Jacques sollten in den kommenden Jahren zu tragenden Säulen der Giordano-Bruno-Stiftung werden – und sind es bis heute geblieben.

Eine große Freude war es, Hans Albert, den Dozenten aus meiner Kölner Studienzeit, auf dem Haßfurter Festakt wiederzusehen. Die Freigeistigkeit, die ich bei ihm früher verabscheut hatte, imponierte mir nun umso mehr: Hans (wie ich ihn bald nennen durfte) war einer der wenigen international hochangesehenen Wissenschaftler, die sich stets für Deschners Werk eingesetzt hatten, weshalb Karlheinz seinen Namen in jedem Band der Kriminalgeschichte dankbar aufführte. Merkwürdigerweise waren sich die beiden allerdings bis zu diesem Festakt

in Haßfurt nie persönlich begegnet. Es war rührend zu sehen, wie Hans und Karlheinz nach Jahrzehnten des Briefkontakts sich erstmals die Hände schütteln konnten.

Dass sich Hans sofort bereit erklärte, im Beirat der Giordano-Bruno-Stiftung mitzuwirken, öffnete uns viele Türen. Denn wenn einer der bedeutendsten Wissenschaftstheoretiker der Welt mit an Bord ist, kann die Organisation so „unseriös“ gar nicht sein – selbst, wenn sie sich mit einem solch „anrühigen“ Thema wie Religionskritik beschäftigt. Jedenfalls konnten wir schon in Haßfurt eine Reihe weiterer Beiräte für die gbs gewinnen, u.a. den Entwicklungspsychologen Franz Buggle, dessen Buch „Denn sie wissen nicht, was sie glauben“ ich gerade verschlungen hatte, den Juristen Gerhard Czermak, der später eine tragende Rolle beim Aufbau des „Instituts für Weltanschauungsrecht“ spielen sollte, sowie den kritischen Theologen und Kirchenrechtler Johannes Neumann, der sich einst als Professor an der Universität Tübingen mit seinen Kollegen Josef Ratzinger und Hans Küng auseinandersetzen musste.

Im Juli 2004 stieß dann auch Rüdiger Vaas, dessen Beiträge in „bild der wissenschaft“ ich stets mit großem Gewinn gelesen hatte, zum Beirat dazu, nachdem er in Mastershausen einen herausragenden Vortrag zum Thema „Vor dem Urknall: Anfang oder Ewigkeit der Welt?“ gehalten hatte. Weitere Beiräte fanden wir auf der Kölner Tagung „Wissen statt Glauben“, welche wir in Zusammenarbeit mit dem „Internationalen Bund der Konfessionslosen und Atheisten“ (IBKA) und der „Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften“ (GWUP) organisierten. Michael hielt im Rahmen dieser Konferenz eine Laudatio auf den amerikanischen Skeptiker und Zauberkünstler James „The Amazing“ Randi, der eine Million Dollar Preisgeld für jedes parawissenschaftliche Phänomen ausgelobt hatte, das er nicht „entzaubern“ könne. Bibi durfte Randi vor 200 Gästen bei seiner Vorführung des „Löffelverbiegungs-Tricks“ von Uri Geller assistieren. Ein wahrhaft bezauberndes Erlebnis.

Im Oktober fand in Mastershausen das erste Treffen von Vorstand, Kuratorium und Beirat statt, an dem sechzehn Stiftungsmitglieder teilnahmen, allesamt blitzgescheite Leute, wie ich feststellen konnte. Einen besonderen Eindruck hinterließ bei mir (und auch bei Bibi) der in London lehrende Primatologe und Anthropologe Volker Sommer, ein umfassend gebildeter Weltenbummler und Freigeist, der viele abenteuerliche Geschichten zu erzählen hatte und nebenbei auch der Einzige war, der bei den nächtlichen Gelagen von Michael und Manfred mithalten konnte.

Auf diesem ersten Stiftungsmeeting trafen wir einige wichtige Entscheidungen: So wurde Michael damit beauftragt, für die Stiftung ein Grundlagenpapier zum evolutionären Humanismus zu schreiben, das jedoch schnell den Umfang eines eigenständigen Buches annahm und sich später unter dem Titel „Manifest des evolutionären Humanismus“ einer unerwartet großen Nachfrage erfreute. Auch dazu eine kleine Geschichte: Ich hatte vorgeschlagen, das Buch mit einer prägnanten Zusammenfassung, den „10 Geboten des evolutionären Humanismus“, abzuschließen. Michael hatte dagegen schwere Bedenken, da er nicht als „Moses“ erscheinen wollte, der den Menschen vorschreibt, was sie zu tun haben. Kurz vor der Drucklegung des Buchs kam ihm dann jedoch die Idee mit den „10 Angeboten“, die er in knapp einer Stunde zu Papier brachte. Gunnar Schedel vom Alibri Verlag baute den neuen Text in Rekordgeschwindigkeit ins Manifest ein und schon ging die Datei in die Druckerei. Als Michael später hörte, dass die „10 Angebote“ in einer Abiturprüfung analysiert werden sollten, meinte er: „Hätte ich das vorher gewusst, hätte ich mir mit den Formulierungen vielleicht etwas mehr Mühe gegeben!“

Ein zweiter wichtiger Punkt des ersten Stiftungstreffens betraf das Forschungsprojekt „Empirie der Konfessionen und Weltanschauungen“, das Carsten Frerk in Mastershausen vorstellte. Im Rahmen des Projekts sollte untersucht werden, was konfessionell gebundene und konfessionsfreie Menschen auf

weltanschaulichem, ethischem und politischem Gebiet denken und welche aussagefähigen Trends auf diesem Gebiet in den letzten 40 Jahren zu beobachten sind. Dank Carstens ungeheurem Arbeitseinsatz konnten wir schon ein Jahr später die „Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland“ (fowid) vorstellen, die seither zu einem der tragenden Pfeiler der Stiftungsarbeit geworden ist.

Wenige Tage nach unserem erfolgreichen ersten Beiratstreffen erreichte Michael eine Mail des berühmten Kinderbuchautors Max Kruse („Urmel aus dem Eis“). Max (auch mit ihm war ich schnell per Du) fragte an, wie man die Giordano-Bruno-Stiftung als Nicht-Wissenschaftler unterstützen könne. Michael schlug daraufhin zwei Dinge vor, die wir innerhalb weniger Tage umsetzten: Erstens: Wir riefen einen Förderkreis für die Stiftung ins Leben, dem inzwischen mehr als 11.000 Personen beigetreten sind. Zweitens: Wir öffneten unseren Beirat, der ursprünglich nur aus Wissenschaftlern und Philosophen bestanden hatte, für Künstlerinnen und Künstler. Beides brachte die gbs mit Riesenschritten voran. Und so war ich mir schon Ende 2004 sicher: Wir sind mit der Stiftung auf einem guten Weg!

Dies zeigte sich auch 2005: Am 19. April wurde Josef Ratzinger zum Oberhaupt der katholischen Kirche gewählt, was die BILD-Zeitung zu ihrer berühmten „Wir sind Papst!“-Titelseite animierte. Der erste große Auslandsauftritt des neuen Papstes Benedikt XVI. sollte ausgerechnet in Köln im Rahmen des sogenannten „Katholischen Weltjugendtags“ stattfinden. Wir reagierten darauf mit einer Gegenveranstaltung, die Michael unter dem Label „Religionsfreie Zone“ organisierte. Schon das Plakat mit dem grinsenden schwarzen Schaf unter dem Schild der religionsfreien Zone mit dem Slogan „Heidenspaß statt Höllenqual“ war ein echter Hingucker und avancierte in den Medien zum „Bild des Tages“. Noch größere Aufmerksamkeit erzielte der von Jacques Tilly gebaute „Papst-Dino-Wagen“, der während des „Weltjugendtags“ durch Köln fuhr und auf die

Veranstaltungen der „religionsfreien Zone“ hinwies. So etwas hatte es in Deutschland bis dato nicht gegeben, womit die gbs erstmals in die Schlagzeilen geriet.

Die zweite wichtige Veranstaltung des Jahres 2005 war die Tagung „Leitkultur Humanismus und Aufklärung“, die wir abermals mit dem IBKA in Köln durchführten und in deren Rahmen Michaels Buch „Manifest des evolutionären Humanismus“ der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Auf dieser Tagung kam es zu einer folgenreichen Begegnung: Während der abschließenden Podiumsdiskussion stand eine Frau auf, die sich als „Mina Ahadi, Vorsitzende des Internationalen Komitees gegen Steinigungen“ vorstellte. Weder von ihr noch von ihrer Organisation hatten wir je etwas gehört, aber wir waren beeindruckt von der Energie, mit der diese Frau ihre Positionierung für die universellen Menschenrechte und gegen kulturellen Relativismus vortrug.

Noch auf der Kölner Tagung kam Michael mit Mina ins Gespräch. Schon kurz darauf unterstützten wir sie bei ihrer Rettungsaktion für Nazanin Fatehi, eine junge Frau, die im Iran zum Tode verurteilt worden war, nachdem sie sich gegen eine Gruppe von Vergewaltigern zur Wehr gesetzt hatte. Tatsächlich war diese weltweite Kampagne von Erfolg gekrönt: Nazanin Fatehi entging der Hinrichtung und wurde letztlich freigelassen, ein bewegender Moment für uns alle. Diese erste gemeinsame Aktion mit Mina sollte nicht die letzte bleiben, aber dazu später mehr.

Das Jahr 2006 hatte mit dem sogenannten „Karikaturenstreit“ begonnen – eine ziemlich verharmlosende Umschreibung für die weltweiten militanten Proteste islamischer Fundamentalisten, die sich durch den Abdruck von Mohammed-Karikaturen in einer dänischen Zeitung in ihren „religiösen Gefühlen“ verletzt fühlten. Da sich die Stimmen von „Fundamentalisten-Verstehern“ auch in Deutschland mehrten und immer mehr Politiker und Journalisten meinten, es müsse auch mal „Schluss

mit lustig!“ sein, schaltete die gbs eine „Petition zur Verteidigung der Meinungs-, Kunst- und Pressefreiheit“. Unmissverständlich machten wir damit klar, dass man die Freiheiten in einer offenen Gesellschaft nicht aus Rücksicht auf religiöse Borniertheit einschränken dürfe.

Eine zweite Petition richtete sich „gegen die religiöse Fundierung von Erziehung und Bildung“. Anlass dafür war das von der damaligen Familienministerin Ursula von der Leyen gemeinsam mit den Kirchen vorgestellte „Bündnis für Erziehung“. Schon damals wiesen wir auf die unzähligen Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche hin, was allerdings im Jahr 2006 noch niemand hören wollte. Im Text der Petition heißt es dazu: „Während im katholischen Irland derzeit eine Milliarde Euro (!) ausgeschüttet werden, um die misshandelten und missbrauchten Zöglinge christlicher Erziehungsanstalten für das erlittene Leid zu entschädigen, halten sich die christlichen Kirchen im weitgehend säkularisierten Deutschland trotz identischer pädagogischer Verbrechen (!) nicht nur schadlos, sie werden sogar mit einer Spitzenposition in einem angeblich zeitgemäßen ‚Bündnis für Erziehung‘ belohnt.“

Das wichtigste Ereignis für die Stiftung im Jahr 2006 war zweifellos der Start des „Humanistischen Pressedienstes“ (hpd), den wir am 20. Oktober in Berlin vorstellten. Wie schon bei fowid war auch beim hpd die Grundidee von Carsten ausgegangen, während Michael für griffige Namen und Slogans sorgte und die Projekte im Hintergrund mit Rat und Tat unterstützte. Ich denke mir manchmal: Für das, was allein Carsten und Michael in den letzten Jahren geleistet haben, hätten andere sicherlich ein Team von 100 Leuten gebraucht. Offenkundig hatte ich mich in den beiden bei meiner ersten Einschätzung im Jahr 2003 nicht getäuscht!

Anfang 2007 konnte der hpd, dessen Leitung Carsten übernommen hatte, gleich mit einer fantastischen Exklusivstory aufwarten, nämlich der Gründung des „Zentralrates der Ex-Mus-

lime“. Die Idee, eine solche Organisation ins Leben zu rufen, kam Michael, als sich Mina Ahadi beklagte, dass sie mit ihren Anliegen in der Öffentlichkeit kaum Gehör finde. Auf einer gemeinsamen Zugfahrt mit Mina schlug er spontan vor, einen „Zentralrat der Ex-Muslime“ zu gründen und ihn mit einer Kampagne in die Öffentlichkeit zu bringen, die sich an den berühmten Stern-Titel zum Schwangerschaftsabbruch anlehnte. Statt „Wir haben abgetrieben!“ sollte es nun heißen: „Wir haben abgeschworen!“

Die Kampagnenidee gefiel Mina, doch mit dem Begriff „Ex-Muslime“ fremdelte sie zunächst stark. Das war auch durchaus verständlich, denn dieses merkwürdige Wort gab es 2006 noch gar nicht! Suchte man im Internet nach „Ex-Muslime“ oder „Exmuslim“, erhielt man keine Treffer. Aber genau darin erkannte Michael eine Chance: „Wenn du das Recht auf negative Religionsfreiheit für Muslime erkämpfen willst“, sagte er Mina, „ist das der ideale Begriff!“

Natürlich wusste Michael und wusste auch Mina, wie gefährlich es sein würde, den Abfall vom Glauben zum zentralen Inhalt einer neuen Organisation zu machen. Schließlich gilt die Apostasie in konservativen Islamkreisen als ein todeswürdiges Vergehen. In der gbs-Beiratssitzung 2006 wurde dann auch recht kontrovers diskutiert, ob man ein solches Risiko überhaupt wagen dürfe. Aber da allen Beteiligten die drohende Gefahr an Leib und Leben bewusst war (Mina war im Iran schon Jahre zuvor zum Tode verurteilt worden) und eine Stiftung mit dem Namensgeber „Giordano Bruno“ vor der Militanz religiöser Fundamentalisten niemals einknicken sollte, stimmte letztlich die überwältigende Mehrheit der Kuratoren und Beiräte dem Projekt zu.

In den letzten Wochen und Monaten des Jahres war die gbs damit beschäftigt, die Materialien für den „Zentralrat der Ex-Muslime“ in Deutschland sowie das „Council of Ex-Muslims“ in Großbritannien vorzubereiten. Der Plan war, dass

bis kurz vor der offiziellen Vorstellung des Zentralrats der Ex-Muslime am 28. Februar keine Informationen über die neue Organisation in die Öffentlichkeit dringen sollten. Doch dieser Plan wurde durch eine Indiskretion des Magazins „Focus“ zunichtegemacht, das zwei Wochen vor dem abgesprochenen Termin über den „Zentralrat der Ex-Muslime“ berichtete. Daraufhin folgten Artikel in allen großen deutschen Leitmedien. Eigentlich ein kleines PR-Desaster, aber Michael machte das Beste daraus: Neue Informationen zu den Ex-Muslimen gab es nämlich zunächst nur auf einer einzigen Online-Plattform, die den meisten Journalistinnen und Journalisten bis dahin unbekannt gewesen war: dem frisch gestarteten Humanistischen Pressedienst (hpd)!

Die Vorabmeldung des Focus hatte nicht nur für mediale Aufmerksamkeit, sondern auch für Morddrohungen gesorgt, weshalb Mina bereits zwei Wochen vor dem offiziellen Start des Zentralrats unter Polizeischutz gestellt wurde. Die Pressekonferenz, bei der neben Mina und Michael die damalige zweite Vorsitzende des „Zentralrats der Ex-Muslime“, die deutsch-türkische Journalistin Arzu Toker auf dem Podium saß, musste daher unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen im Haus der Bundespressekonferenz stattfinden. Michael meinte dazu später: „Nie zuvor wurde mir so bewusst, wie zerbrechlich dieses zarte Pflänzchen ‚Freiheit‘ ist: Die Anspannung in der Pressekonferenz war wirklich enorm. Ich glaube, wenn es draußen gedonnert hätte, hätten sich alle im Saal sofort auf den Boden geworfen – aus Angst vor einem islamistischen Anschlag!“

Glücklicherweise kam niemand zu Schaden. Die Pressekonferenz war ein großer internationaler Erfolg (CNN berichtete über die Gründung bereits vor der Konferenz bei Minas Ankunft am Berliner Flughafen). Das neue Wort „Ex-Muslim“ verbreitete sich schlagartig über den Globus (heute listet Google einige Hunderttausend Treffer auf). Wichtiger noch: Es entstand, wie Michael es erhofft hatte, eine breite internationale Bewegung

von Ex-Muslimen. Nach der Gründung des britischen Zentralrats folgten 30 weitere Organisationen weltweit.

Die Gründung des Zentralrats der Ex-Muslime war allerdings nicht das einzige große Ereignis 2007, denn in diesem Jahr vergaben wir zum ersten Mal den mit 10.000 Euro dotierten Deschner-Preis. Verliehen wurde er im Oktober 2007 an den britischen Evolutionstheoretiker und Religionskritiker Richard Dawkins. Es war ein wunderbarer, ehrwürdiger Festakt in der alten Aula der Universität Frankfurt. Carsten moderierte, Michael trug die Preisbegründung vor und Manfred (Franz M. Wuketits) hielt die Laudatio. Karlheinz und Richard Dawkins, die natürlich ebenfalls sprachen, trafen sich bei diesem Festakt das erste und einzige Mal in ihrem Leben.

Die Preisverleihung fand ein breites Medienecho, was auch damit zusammenhing, dass der sogenannte „neue Atheismus“ 2007 ein großes Medienthema war. Genau damit hatte Michael aufgrund des internationalen Erfolgs von Richards Buch „The God Delusion“ gerechnet, weshalb wir die deutsche Ausgabe „Der Gotteswahn“ im Ullstein Verlag von Anfang an begleiteten. Der Medienhype war gewaltig: Im Fernsehen, Radio sowie in den Printmedien wurde wie in einer Dauerschleife über den vermeintlichen „Kreuzzug der neuen Atheisten“ debattiert. Der Spiegel brachte dazu sogar eine eigene Titelgeschichte, in der die gbs ausführlich Erwähnung fand und für die Janosch, einer unserer berühmtesten Beiräte, eine wunderbare Zeichnung anfertigte, die heute im Stiftungshaus hängt.

Als „Deutschlands Chef-Atheist“, wie ihn der Spiegel bezeichnete, konnte sich Michael dem Medienzirkus nicht entziehen, obwohl er nur sehr ungern im Fernsehen auftritt und es im Grunde auch nur tat, weil er sich als Vorstandssprecher der gbs dazu verpflichtet fühlte. Eine Zeitlang war er in den Talkshows fast ebenso häufig zu sehen wie Karl Lauterbach in der Corona-Zeit. Das setzte ihm zu, weshalb er nach unserer letzten Veranstaltung 2007, bei der er mit Mina Ahadi, Günter Wallraff

und Ralph Giordano über den politischen Islam diskutierte, ziemlich auf dem Zahnfleisch ging. Seine Hoffnung war, dass 2008 etwas ruhiger verlaufen würde.

Doch da hatte er die Rechnung ohne Familienministerin Ursula von der Leyen gemacht. Anfang 2008 erfuhren wir, dass ihr Ministerium beantragt hatte, das Kinderbuch „Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel“, das Michael im Oktober 2007 mit dem Zeichner Helge Nyncke herausgebracht hatte, auf den Index der jugendgefährdenden Medien zu setzen. Also mussten wir Anfang 2008 die Kampagne „Rettet das kleine Ferkel!“ aus dem Boden stampfen. Glücklicherweise mit Erfolg: Im letzten Moment konnten wir (zusammen mit dem Alibri Verlag) verhindern, dass das „kleine Ferkel“ als das erste „Kinderbuch ab 18“ in die Geschichte einging.

Wenige Tage vor der erfolgreichen Verteidigung des Ferkelbuchs vor der Bundesprüfstelle in Bonn war die gbs Mitveranstalterin der „Giordano-Bruno-Tage“ in Berlin. In ihrem Zentrum stand die Aufstellung des „Giordano Bruno Denkmals“ von Alexander Polzin am Potsdamer Platz, direkt neben dem Sony-Center im Herzen der Hauptstadt. Mit dem Künstler hatten wir uns bereits einige Monate zuvor in Berlin getroffen. Alexander Polzin hatte für die Aufstellung der Skulptur alles bestens vorbereitet, allerdings fehlten für die Realisierung des Projekts noch die Materialkosten in Höhe von 70.000 Euro.

Diese Summe entsprach ungefähr dem damaligen Jahreshaushalt der gbs. Trotzdem sagte ich sofort zu. Eine solche Gelegenheit, dachte ich mir, bietet sich nur selten. Michael und Bibi waren im ersten Moment schockiert, aber ich blieb meinem Lebensmotto treu: „Ich bin Unternehmer – kein Unterlasser!“ Anders als am Ende meiner unternehmerischen Karriere ging die Rechnung dieses Mal perfekt auf: Schon nach kurzer Zeit hatten wir genügend Sponsoren gefunden. Das Bruno-Denkmal konnte realisiert werden und steht noch heute am Eingang zur S-Bahn-Station Potsdamer Platz.

Im Rahmen der Berliner „Giordano-Bruno-Tage“ trafen wir viel Prominenz. Vieles davon habe ich schon längst wieder vergessen. Nachhaltig in Erinnerung geblieben ist mir aber die Lesung von Bruno-Texten durch den Schauspieler Ulrich Matthes, der zuvor in seiner Rolle als Joseph Goebbels in dem Spielfilm „Der Untergang“ brilliert hatte, als Bruno aber nun einen völlig anderen Ton anschlug. Sein Vortrag in der Humboldt-Uni ging wahrlich unter die Haut!

Neben den Berliner Bruno-Tagen fanden 2008 zwei weitere wichtige Tagungen statt, nämlich das Symposium „Der neue Humanismus“ in Nürnberg, mit dem wir die Debatte um den neuen Atheismus in eine fruchtbarere Richtung lenken wollten, sowie die „1. Kritische Islamkonferenz“ in Köln, mit der wir – in scharfer Abgrenzung zu fremdenfeindlichen Rechtspopulisten – für eine weltoffene, humanistische Islamkritik warben.

Michael hatte für die „Kritische Islamkonferenz“ das griffige und zugleich doppeldeutige Motto „Aufklären statt verschleiern!“ aus dem Hut gezaubert. Ich habe mich immer gefragt, wie er das macht. Er selbst meint, er mache nichts, die Ideen seien plötzlich da. Allerdings ist mir im Laufe der Zeit aufgefallen, unter welchen Bedingungen seine Ideen meist entstehen. Wann immer wir bei einem Thema nicht weiterkamen, fragte ich ihn deshalb, ob er nicht rausgehen wolle, um eine Zigarette zu rauchen (und das heißt schon einiges, da ich ein wirklich strikter Gegner des Qualmens bin!). Meist kommt er dann nach einer Zigarettenlänge wieder herein und hat die zündende Idee. (Zu meiner Erleichterung hat sich Michael das Rauchen vor einigen Jahren abgewöhnt, seitdem betreibt er sein „Hirndoping“ mit Hilfe einer E-Zigarette...)

Michaels Kreativität war auch 2009 gefragt – in dem Jahr, das ganz im Zeichen von Charles Darwin stand. Um den 200. Geburtstag des Begründers der Evolutionstheorie gebührend zu feiern, hatte er sich einiges einfallen lassen: So schrieb er ein Kinderbuch mit dem Titel „Susi Neunmalklug erklärt die

Evolution“, startete die Kampagne „Evolutionstag statt Christi Himmelfahrt“, die bei den Leserinnen und Lesern von Spiegel-Online auf eine Zustimmung von 70 Prozent (!) stieß, und komponierte den Song „Children of Evolution“, den er auch selbst einsang. Ricarda hat den Song kurz darauf in einem lustigen Videoclip umgesetzt. Ich muss immer wieder lachen, wenn ich sehe, wie der Schauspieler Walter Gontermann als Charles Darwin zur Rock-Gitarre greift.

Walter verkörperte den Begründer der Evolutionstheorie auch auf der großen Darwin-Geburtstagsparty, die wir am 13. Februar 2009 in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt feierten. Etwas weniger lustig, dafür aber um einiges wissenschaftlicher ging es bei der Tagung „Die Fruchtbarkeit der Evolution – Humanismus zwischen Zufall und Notwendigkeit“ zu, die vom 20. bis 22. Mai 2009 rund um den Evolutionstag (allgemein bekannt als „Christi Himmelfahrt“) im Nürnberger Planetarium stattfand. Die gbs war bei diesem Kongress gleich mit mehreren Referentinnen und Referenten vertreten (ich hörte dort zum ersten Mal Vorträge unserer prominenten Mitglieder Gerhard Vollmer und Esther Vilar), die Hauptverantwortung für diesen spannenden Kongress lag jedoch bei Rainer Rosenzweig und Helmut Fink (die damals noch für die „turmdersinne GmbH“ tätig waren, heute aber ebenfalls zum Kernteam der gbs gehören).

Bemerkenswert ist vielleicht noch, dass die gbs im Darwin-Jahr auch in optischer Hinsicht Zeichen setzen konnte. So wurde das von der Stiftung entwickelte Pop-Art-Bild, das Charles Darwin im Stil von Andy Warhol zeigt, in vielen Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt (u.a. als Cover von „Spektrum der Wissenschaft“ 1/09). Selbst die Nachkommen Darwins in England nutzten unsere Grafik für das Etikett ihrer Sektflasche zum Darwin-Jahr...

2009 war allerdings nicht nur das Darwin-Jahr – es war auch das Jahr der ersten „säkularen Buskampagne“: Nachdem sich die Verkehrsunternehmen in Deutschland (im Unterschied zu

Betrieben in anderen europäischen Ländern!) geweigert hatten, ihre Busse mit dem Slogan der Buskampagne „Es gibt (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit) keinen Gott“ fahren zu lassen, beschlossen die Initiatoren („Die sieben Gottlosen“, zu denen u.a. die gbs-Mitglieder Carsten und Evelin Frerk sowie Philipp Möller und Peder Iblher gehörten), aus der Not eine Tugend zu machen und selbst mit einem gemieteten Doppeldeckerbus „durch die Lande“ zu touren. Philipp (Möller) hat die mitunter skurrilen Ereignisse der säkularen Buskampagne später sehr humorvoll in seinem Buch „Gottlos glücklich“ beschrieben.

Das Thema, dem wir uns 2010 widmen mussten, war deutlich weniger amüsant, ging mir dafür aber sehr viel tiefer unter die Haut: Da ich unter meiner eigenen Internatszeit sehr gelitten hatte (auch wenn ich glücklicherweise nicht selbst zum Missbrauchsoffer wurde), lagen mir die Schicksale der Heim- und Internatskinder, denen es noch schlechter ergangen war, sehr am Herzen. Zwar hatten wir schon 2006 (nach unserer „Kampagne gegen die religiöse Fundierung von Bildung und Erziehung“) in Kontakt mit den Betroffenenverbänden gestanden, doch wirklich etwas für sie tun konnten wir erst im Jahr 2010, nachdem der Deutsche Bundestag den sogenannten „Runden Tisch Heimerziehung“ eingerichtet hatte.

Wir organisierten die große Heimkinder-Demo in Berlin „Jetzt-reden-wir!“, zu der unser Freund und Beirat Jacques Tilly die medial hochwirksame „Prügelnonne“ beisteuerte. Zudem finanzierten wir die Pressekonferenz des „Vereins ehemaliger Heimkinder“ im Haus der Bundespressekonferenz, die von der ehemaligen SPD-Spitzenpolitikerin und Juristin Ingrid Matthäus-Maier geleitet wurde, die 2009 – mit ihrer gesamten Familie, ihrem Mann Robert und den beiden (erwachsenen) Kindern – zur gbs gestoßen war. Die Demo und die Pressekonferenz lösten große Medienresonanz aus, konnten aber leider nicht verhindern, dass die ehemaligen Heimkinder von Staat und Kirche weiterhin über den Tisch gezogen wurden. Ange-

messene Entschädigungen haben sie nie erhalten, ein Thema, das die Stiftung bis zum heutigen Tag beschäftigt.

Erfreulicher verlief die Kampagne „Asyl für Ex-Muslime“, die wir 2008 zusammen mit dem Zentralrat der Ex-Muslime gestartet hatten und die 2010 einen ersten Erfolg verbuchen konnte: Siamak Zare, Gründungsmitglied des Zentralrats der Ex-Muslime, erhielt den Flüchtlingsstatus, womit in Deutschland erstmals behördlicherseits anerkannt wurde, dass auch religionsfreie Menschen religiös verfolgt sein können – und es oft auch sind, da „die Gottlosen“ in fundamentalistischen Kreisen besonders große Hassgefühle hervorrufen – ebenfalls ein Thema, mit dem sich die Stiftung bis zum heutigen Tage auseinandersetzen muss.

Ich selbst war 2010 mit einem anderen Großprojekt beschäftigt, nämlich dem Bau des neuen Stiftungshauses in Oberwesel, das oberhalb des Rheins mitten im UNESCO-Welterbe „Oberes Mittelrheintal“ gelegen ist und dem wir nach einem Vorschlag von Michael den Namen „Haus Weitblick“ gaben. Ich hatte mich sofort in das Grundstück mit seinem unnachahmlichen Blick auf den Rhein verliebt.

Für den Umzug nach Oberwesel sprachen allerdings auch ganz pragmatische Gründe: Denn das alte Stiftungsgelände in Mastershausen war zwar imposant (so imposant sogar, dass der Berichterstatte der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ meinte, „neu am neuen Atheismus“ sei nur „das Geld, das aus dem Hunsrück fließt“!), aber es war mit erheblichen Nachteilen verbunden. So war der Unterhalt des Anwesens so teuer, dass die Stiftung, der ich das Haus überschreiben wollte, es kaum hätte tragen können. Außerdem war Mastershausen weder behindertengerecht noch mit dem Zug zu erreichen, was für ein offizielles Stiftungshaus ein schwerwiegendes Manko war.

Zusammen mit meinem langjährigen Freund, dem Architekten Ingmar Weber, entwickelte ich das Konzept für ein Haus, in dem Bibi und ich wohnen konnten, das aber ansonsten voll

auf die Bedürfnisse der Stiftung zugeschnitten war. Da Ingmar und ich viele gute Handwerker aus unserer Region kannten, verlief der Bau wie am Schnürchen, so dass wir schon im September 2011 unser neues Domizil beziehen konnten.

Kurz vor dem Umzug, im Juli 2011, fand die 48. und letzte Postmatinee im „Haus am See“ statt. Die ersten rund 20 Veranstaltungen hatten Bibi und ich in Eigenregie organisiert, ab 2004 erfolgten sie dann in Zusammenarbeit mit der gbs. Es war schon etwas traurig, Abschied von Mastershausen nehmen zu müssen, einem Ort, der mit so vielen schönen Erinnerungen verbunden war. Zum Glück aber war das Thema unserer letzten Veranstaltung ausgesprochen heiter, denn Michael stellte zusammen mit seiner Tochter Lea das amüsante Buch „Leibniz war kein Butterkeks – Den großen und kleinen Fragen der Philosophie auf der Spur“ vor, das die beiden zuvor im Piper-Verlag veröffentlicht hatten.

Schon Ende September 2011 fand in Oberwesel das erste große Stiftungstreffen statt, zu dem rund 50 gbs-Mitglieder anreisten (ich erinnere mich noch gut, wie leer unsere Bücherregale im gbs-Forum seinerzeit noch waren). Bei der ersten öffentlichen Veranstaltung im „Haus Weitblick“ am 20. November 2011 referierte Hamed Abdel-Samad über die „Arabische Revolution“, in die er selbst als „teilnehmender Beobachter“ involviert war. Nach seinem Vortrag stellte Hamed lächelnd fest, dass im gbs-Beirat noch ein ausgewiesener Islamexperte fehlen würde, was wir durch seine prompte Berufung gerne korrigierten.

Auch 2011 geriet die Stiftung wieder in die Schlagzeilen, weil wir unseren mit 10.000 Euro dotierten „Ethik-Preis“ an die beiden Initiatoren des „Great Ape Project“, Paola Cavalieri und Peter Singer, verliehen. Der Behindertenbeauftragte der Bundesregierung, Hubert Hüppe (CDU, ein radikaler Lebensschützer, der den „Marsch für das Leben“ unterstützte), versuchte sogar, den Festakt in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt zu verhindern, womit er aber letztlich scheiterte. Nach dem Festakt

startete die gbs unter Leitung von Colin Goldner den Relaunch des „Great Ape Project“, das gewisse Grundrechte (Recht auf Leben, persönliche Freiheit und körperliche Unversehrtheit) für unsere nächsten tierlichen Verwandten einfordert. Begleitend dazu brachten wir die Broschüre „Bruder Schimpanse, Schwester Bonobo“ heraus, die von Colin, Michael und Volker (Sommer) verfasst wurde. Auch ich erfuhr darin allerhand Neues über unsere langhaarigen Verwandten, beispielsweise, dass Schimpansen und Bonobos eigentlich – zusammen mit uns Menschen – in die Gattung „Homo“ eingeordnet werden sollten.

Ein weiteres Highlight des Jahres waren zweifellos die vielfältigen Aktionen zum Deutschlandbesuch von Papst Benedikt XVI. Zur Demo „Keine Macht den Dogmen!“, die in Carstens und Evelins Berliner Wohnung angestoßen wurde und auf der Michael eine fulminante Rede hielt, kamen rund 15.000 Menschen. Es war die größte kirchenkritische Veranstaltung, die in Deutschland jemals stattgefunden hat.

Wenn man mich fragen würde, was die größte politische Stärke der gbs ist, würde ich sagen, dass wir sehr flexibel auf neue Entwicklungen reagieren und in kürzester Zeit entsprechende Kampagnen starten können. Das zeigte sich im Folgejahr 2012: Nach dem sogenannten „Kölner Urteil“, das die medizinisch unbegründete Knabenbeschneidung als „Körperverletzung“ auswies, handelten wir sehr schnell und schalteten uns mit der aufsehenerregenden Kinderrechtskampagne „Mein Körper gehört mir!“ in die Debatte zur Knabenbeschneidung ein. Die Kampagne wurde von vielen Einzelpersonen und Initiativen (u.a. der Deutschen Kinderhilfe und der israelischen Kinderrechtsorganisation „Protect the Child“) unterstützt, führte allerdings auch zu heftigen, unsachlichen Angriffen, gegen die sich die gbs in aller gebotenen Deutlichkeit zur Wehr setzte.

Einigen Wirbel verursachte auch die im Frühjahr 2012 gestartete Kampagne „Gegen religiöse Diskriminierung am Arbeitsplatz“ (GerDiA), die eine Abschaffung des rigiden kirch-

lichen Arbeitsrechts forderte. Juristische Urteile (etwa zum Streikrecht in kirchlichen Institutionen und zur unzulässigen Diskriminierung von Konfessionsfreien) sowie mediale Berichte (etwa die Fernseh-Dokumentation „Gott hat hohe Nebenkosten“ oder die satirischen Kommentare der heute-show) zeigten, wie sehr die Kampagne den Nerv der Zeit traf.

Richtig starke Wirkungen entfaltete die Kampagne allerdings erst im Folgejahr – im Zuge des Skandals um den Limburger Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst, der über 30 Millionen Euro an kirchlichen Geldern für seinen Wohnsitz verbaut und dabei die zuständigen Gremien getäuscht hatte. Schlagartig stieg das Interesse an den Hintergründen des kirchlichen Arbeitsrechts und der Kirchenfinanzierung in Deutschland: Ingrid (Matthäus-Maier), die als Sprecherin der GerDiA-Kampagne fungierte, konnte sich Ende 2013 vor Interviewanfragen und Talkshow-Terminen kaum mehr retten und auch Carsten (Freck) war mit seinen umfassenden Analysen („Violettbuch Kirchenfinanzen“) breit in den Medien vertreten.

Eine starke Medienresonanz hatte zuvor schon die „2. Kritische Islamkonferenz“ ausgelöst, die im Mai 2013 in Berlin stattfand. Sie ermöglichte erstmals eine gemeinsame Positionierung von Islamkritikern, Ex-Muslimen und liberalen Muslimen gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit sowie gegen eine reaktionäre Verteidigung des politischen Islam. Seyran Ates trug auf der Konferenz erstmals die Idee einer „liberalen Moschee“ vor, die später so viel Diskussionsstoff liefern sollte. Ohnehin waren an der Konferenz alle wesentlichen Personen beteiligt, die den politischen Islam damals aus einer humanistischen Position kritisierten, neben Seyran und Hamed (Abdel-Samad) u.a. auch Mina Ahadi, Lale Akgün, Necla Kelek und Arzu Tokar.

Michael hatte im Vorfeld der Konferenz einen Resolutions-text mit dem Titel „Selbstbestimmung statt Gruppenzwang!“ formuliert, der sich gegen identitäre Denkmuster richtete und neue Perspektiven für die „Integrationsdebatte“ aufzeigte. Der Text wurde anschließend von den Teilnehmerinnen und Teil-

nehmern der 2. Kritischen Islamkonferenz (mit leichten Veränderungen) verabschiedet. Wir brachten ihn später, als die heftigen Auseinandersetzungen zwischen der PEGIDA- und der Anti-PEGIDA-Bewegung begannen, noch einmal in Form einer gbs-Broschüre heraus. Es war erstaunlich, wie genau wir schon 2013 antizipiert hatten, in welche gefährliche Bahnen sich die Debatte entwickeln würde.

Wenige Wochen nach der 2. Kritischen Islamkonferenz, im Juni 2013, erhielten wir die erschreckende Nachricht, dass radikale Islamisten in Ägypten eine tödliche Fatwa gegen Hamed verhängt hatten. Noch auf der Konferenz in Berlin hatte ich mich ganz entspannt mit ihm unterhalten, nun musste er in Kairo untertauchen! Grund: Scheich Assem Abdel-Maged (Führer der militanten Bewegung „Dschamaa Islamiya“ und Verbündeter des damaligen Präsidenten Mursi) hatte im ägyptischen Fernsehen zu Hameds Ermordung aufgerufen! Auf Hameds Bitte hin wandten wir uns an deutsche Medienvertreter und Politiker und verbreiteten zudem einen öffentlichen Aufruf an Außenminister Westerwelle, gegen die Fatwa zu protestieren. Tatsächlich verurteilte Guido Westerwelle die Fatwa „aufs Schärfste“ und die deutsche Botschaft half Hamed bei der Flucht aus Ägypten, wo Mursi wenig später gestürzt wurde. Glücklicherweise ging die Sache damals gut aus: Hamed ist in Ägypten nichts passiert, seither aber muss er ein Leben unter Polizeischutz führen.

Sehr viel undramatischer verlief der Start der ersten Phase unseres „Evokids-Projekts“, das die Evolutionslehre an die deutschen Grundschulen bringen möchte. Max (Kruse) hatte zusammen mit Michael ein eigenes Urmelbuch zur Evolution geschrieben, das im Juni 2013 unter dem Titel „Urmel saust durch die Zeit“ erschien. Kurz nach dem Start der Evokids-Website begann „Die Zeit“ mit dem Abdruck des Buchs, parallel dazu strahlte der NDR die Folgen des von Rufus Beck gelesenen Hörbuchs aus.

2014 konnte die gbs dann ihren 10. Geburtstag begehen, den wir mit einem großen Festakt in der Deutschen National-

bibliothek Frankfurt feierten. Es war ein buntes Programm, das, moderiert von Carsten, ausschließlich von gbs-Mitgliedern bestritten wurde. Dabei erklärte Rüdiger Vaas „die Ewigkeit in 5 Minuten“, Volker Sommer erheiterte das Publikum mit einer herrlichen „Schimpansenforscher-Beichte“, Ralf Oerter überraschte uns mit seinem Können auf dem Klavier, als er „eine musikalische Parodie zum Evolutionären Humanismus“ vortrug, Eric Hilgendorf, gbs-Beirat der ersten Stunde, klärte das Publikum über „die Geburt eines humanen Strafrechts“ auf, Monika Griefahn sprach über das Prinzip der „intelligenten Verschwendung“, während Ralf König zur allgemeinen Erheiterung seine wunderbare Geschichte vom „Pfarrer Schlomm“ vortrug.

Zwischen den Redebeiträgen spielte die Gruppe „Triska“ mit gbs-Verstärkung (Michael am Klavier, Volker am Akkordeon, Wolf Steinberger an der Gitarre und Assunta Tammello als zweite Sängerin) stimmungsvolle Lieder. Natürlich kamen auf der Bühne auch Michael und ich mit kurzen Redebeiträgen zu Wort. Das Highlight des Programms war aber die Premiere des 45-minütigen Stiftungs-Films „Hoffnung Mensch – Die Geschichte des evolutionären Humanismus“, den Ricarda (Hinz) erst in der Nacht zuvor fertiggestellt hatte. Michael hatte nicht nur den Soundtrack zum Film eingespielt, sondern auch das Drehbuch geschrieben, bei dem er auf sein 2014 erschienenes Buch „Hoffnung Mensch – Eine bessere Welt ist möglich!“ zurückgriff.

Michael hatte dieses Buch ganz bewusst zum 10-jährigen Bestehen der Stiftung herausgebracht, da das „Manifest des evolutionären Humanismus“, wie er meinte, „etwas in die Jahre gekommen“ sei und „dringend ein Update benötigte“. Nach der Arbeit an diesem Mammutwerk, das einen differenzierten Überblick über den evolutionären Humanismus gibt und die evolutionäre Entwicklung der Menschheit über die Jahrtausende bis heute beschreibt, war Michael verständlicherweise ausgelaugt. Nichts lag ihm ferner, als gleich ein weiteres Buch zu schreiben – aber darum kam er leider nicht herum! Weshalb?

Weil Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe Anfang 2014 bekanntgegeben hatte, die organisierte Sterbehilfe in Deutschland verbieten zu wollen. Michael hatte „Deutschlands bekanntestem Sterbehelfer“ Uwe-Christian Arnold zuvor versprochen, ihn beim Niederschreiben seiner Erfahrungen zu unterstützen. Nach Gröhes Ankündigung war klar, dass dies nun sehr schnell erfolgen musste.

Ich hatte Uwe-Christian Arnold, den wir alle nur Christian nannten, einige Jahre zuvor das erste Mal getroffen. Mir imponierte sein Mut, sterbenskranken Menschen zu helfen, selbst wenn er damit in Konflikt mit der Justiz und den Ärztekammern geriet. Für mich persönlich war die Bekanntschaft und die spätere Freundschaft mit ihm auch mit einer großen Erleichterung verbunden. Denn nach meinem Abschied vom Christentum hatte ich zwar die Angst vor dem Tod verloren, nicht aber die Furcht vor dem Sterben. Christian war für mich (solange er lebte) die Garantie, dass ich zu gegebener Zeit schmerzlos und würdevoll sterben würde.

Als Arzt hatte Christian Hunderten von Menschen geholfen, selbstbestimmt sterben zu können. Unter dem Damoklesschwert des Gesetzes und ohne jegliche Form von Supervision war dies natürlich eine enorme Belastung. Außer mit Helga, seiner Frau, und einigen wenigen Freundinnen und Freunden konnte er mit niemandem über seine Erfahrungen als Sterbehelfer sprechen. Irgendwann wurde mir klar, dass Christian dieses Problem auf seine ganz eigene Art löste – zum Beispiel, indem er mich anrief, um mir die neuesten Witze zu erzählen, die er gerade irgendwo aufgeschnappt hatte. Sein hohes, langgezogenes „Haaaaahaaa“, das auf jede Pointe folgte, werde ich nie vergessen. Es war Christians Form der Psychotherapie.

Christian war zweifellos ein wunderbarer Arzt und Mensch, aber er war ganz gewiss kein Schriftsteller. Im Mai 2014 wurde Michael klar, dass er zwar auf Gespräche mit Christian zurückgreifen konnte, aber das Buch letztlich ganz allein schreiben musste. Also legte er Nachtschicht um Nachtschicht ein.

Tatsächlich gelang es ihm, das Buch „Letzte Hilfe – Ein Plädoyer für das selbstbestimmte Sterben“ Ende Juli bei Rowohlt abzugeben, so dass es pünktlich zum Start unserer Kampagne „Mein Ende gehört mir! Für das Recht auf Letzte Hilfe“ im Oktober 2014 erscheinen konnte.

Im Rahmen dieser Kampagne (2014/2015) hat Christian unzählige Interviews gegeben, Talkshows besucht, Podiumsdiskussionen bestritten und an Filmdokumentationen mitgewirkt. Hoffnung gab ihm (und gab uns allen), dass fast 80 Prozent der Bürgerinnen und Bürger für eine Liberalisierung der Sterbehilfe votierten. Dass der Deutsche Bundestag entgegen diesem Bevölkerungsvotum Ende 2015 das „Gesetz zur Strafbarkeit der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung“ verabschiedete, welches jede Form der professionellen Freitodbegleitung verbot und schwerstleidende Menschen katastrophal im Stich ließ, hat Christian schwer getroffen.

Mit großer Ungeduld wartete er deshalb auf die Eröffnung des Verfahrens zu den Verfassungsbeschwerden gegen den neu geschaffenen §217 StGB. Zur mündlichen Verhandlung 2019 sollte er eine Stellungnahme vor dem Bundesverfassungsgericht vortragen. Doch die Krebserkrankung, unter der er schon lange gelitten hatte, setzte ihm mehr und mehr zu. Er kämpfte dagegen an, aber schon Anfang April war klar, dass er nicht mehr in der Lage sein würde, die Fahrt nach Karlsruhe anzutreten.

Wenige Tage vor der Verhandlung des Bundesverfassungsgerichts klingelte mein Telefon. Christian sagte mir, dass die Schmerzen trotz hoher Morphium-Dosen so unerträglich geworden seien, dass es keinen Sinn mehr mache, den Tod länger hinauszuzögern. Ich wusste, was das bedeutet. Es war eines der traurigsten Gespräche, die ich je geführt habe. Am darauffolgenden Morgen rief er mich ein letztes Mal an, um sich zu verabschieden. Er sagte nur leise „Servus“, drehte die Infusion auf und schlief wenig später friedlich ein. Mir war zum Heulen zumute.

Die mündliche Verhandlung in Karlsruhe begann vier Tage später mit einer Verlesung von Christians letztem eindringlichen Appell, den er noch am Tag vor seinem Tod (zusammen mit Michael) verfasst hatte. Michael selbst trat vor dem Bundesverfassungsgericht als „Sachverständiger Dritter“ auf – und war der einzige unter den über 20 geladenen Sachverständigen, der den „Sterbehilfverhinderungsparagrafen“ (§217 StGB) mit markigen Worten als „verfassungswidrig“ kritisierte. Erfreulicherweise sollte ihm das Bundesverfassungsgericht in seinem wegweisenden Urteil vom 26. Februar 2020 folgen.

Dieser Aschermittwoch 2020 war ein großer Tag für alle gbs-Mitglieder, die sich in besonderer Weise für das Recht auf Selbstbestimmung am Lebensende eingesetzt haben, vor allem für Ludwig A. Minelli, der auch Gründer und Vorsitzender von „DIGNITAS“ ist, und Dieter Birnbacher, der damals Vorsitzender der „Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben“ war, für Ingrid Matthäus-Maier, die in vielen Diskussionen für das „Recht auf Letzte Hilfe“ eintrat, und Eric Hilgendorf, der den wichtigen „Appell der deutschen Strafrechtslehrer“ initiiert hatte, für Evelin Frerk, die für unsere Kampagne wunderbare Fotos von Prominenten mit geschlossenen Augen geschossen hatte, und auch für Jacqueline Neumann, die neben Michael eine herausragende Stellungnahme zu den Verfassungsbeschwerden formuliert hatte. Nur einer fehlte: Christian. Wie sehr hätte er die klaren Worte des Bundesverfassungsgerichts gefeiert! Ich bin untröstlich, dass er diesen späten Triumph nicht mehr miterleben konnte.

Um Christians Geschichte zu erzählen, bin ich ein wenig in der Zeit vorangeeilt. Kehren wir nun wieder zurück ins Jahr 2015, in dem der Deutsche Bundestag mehrheitlich den verfassungswidrigen §217 StGB verabschiedete.

Das Jahr 2015 hatte äußerst dramatisch begonnen, nämlich mit dem blutigen Anschlag islamistischer Terroristen auf die Redaktion der französischen Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“. Um unmissverständlich klarzustellen, dass der Freiheit der

Kunst in einer offenen Gesellschaft sehr viel höheres Gewicht beizumessen ist als den „verletzten Gefühlen“ religiöser Fundamentalisten, forderte die gbs in einer vielbeachteten Petition, den längst überholten „Gotteslästerungsparagrafen“ 166 StGB in der deutschen Strafgesetzgebung abzuschaffen. Dies wurde vom Petitionsausschuss des Deutschen Bundestags zwar erwartungsgemäß abgelehnt, lenkte die öffentliche Debatte über Kunst- und Meinungsfreiheit jedoch von vornherein in eine liberalere Richtung.

Wir entschlossen uns, die „Verteidigung der offenen Gesellschaft“ zum Schwerpunktthema des darauffolgenden Jahres zu machen. Michael verfasste hierzu sogar ein neues Buch, das unter dem Titel „Die Grenzen der Toleranz – Warum wir die offene Gesellschaft verteidigen müssen“ im Oktober 2016 im Piper Verlag erschien. Mit dieser Streitschrift reagierte er gleich auf mehrere verstörende Ereignisse der Zeit, u.a. auf die islamistischen Anschläge des Vorjahrs, das Erstarken von Rechtspopulisten weltweit, die Zunahme von identitären Denkmustern, zutiefst irrationalen Verschwörungsmaythen und Fake News in der öffentlichen Debatte – sowie auf die offenkundige Unfähigkeit der Politik und der Medien, diesen immer größer werdenden Gefährdungen der offenen Gesellschaft entgegenzuwirken.

Im Rahmen des Schwerpunktthemas entschlossen wir uns, Raif Badawi, der wegen seines Einsatzes für Religionsfreiheit und Menschenrechte in Saudi-Arabien zu 10 Jahren Haft und 1000 Peitschenhieben verurteilt worden war, sowie seine Frau Ensaf Haidar, die sich mit bewundernswertem Durchhaltevermögen für die Befreiung aller politischen Gefangenen in der arabischen Welt einsetzt, mit dem Deschner-Preis der Giordano-Bruno-Stiftung auszuzeichnen. Die Preisverleihung, die am 23. April 2016 in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt stattfand, hat mich zutiefst bewegt – vor allem, als Hamed und Ensaf über ihre Erfahrungen sprachen und von den rund 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmern mit „Standing Ovations“ gefeiert wurden. Karlheinz konnte diese Vergabe

„seines“ Preises nicht mehr miterleben, weil er zwei Jahre zuvor gestorben war, aber ich glaube, auch ihn hätte dieser Festakt zu Tränen gerührt.

Michael hatte in seinem Buch über die „Grenzen der Toleranz“ die „10 Gebote der Rationalität“ formuliert (in diesem Fall beschränkte er sich nicht bloß auf „Angebote“). Wie vorausschauend dies war, zeigte sich nach der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten, der mit seinen irrwitzigen Verlautbarungen alle Richtlinien des vernünftigen Argumentierens über den Haufen schmiss. Glücklicherweise formierte sich dagegen bald eine internationale Protestbewegung, die klarmachte, dass es „keine Alternativen zu Fakten“ gibt: 2017 zählte die gbs daher auch zu den wichtigsten Unterstützern des deutschen „March for Science“, bei dem 37.000 Menschen (darunter viele gbs-Fördermitglieder) für eine stärkere Beachtung wissenschaftlicher Argumente in Politik und Gesellschaft demonstrierten.

Unser eigentliches Schwerpunktthema 2017 war jedoch Martin Luther, dessen vermeintlicher „Thesenanschlag“ 500 Jahre zuvor mit öffentlichen Geldern in bombastischer Weise gefeiert wurde. Wir reagierten darauf mit der Kunstaktion „Die nackte Wahrheit über Martin Luther“ (einer wunderbar provokativen Skulptur), der Veröffentlichung der Broschüre „Martin Luther: Volksheld – Antisemit – Hassprediger“ sowie mit der Ausstellung „Von Golgatha nach Auschwitz“, die maßgeblich von der „gbs Rhein-Neckar“ verantwortet wurde. Das Aktions-Team um David Farago und Maximilian Steinhaus, das schon in den Jahren zuvor mit „Moses und dem 11. Gebot“ („Du sollst deinen Kirchentag selbst bezahlen!“) viel Aufsehen erregt hatte, sorgte dafür, dass der „nackte Luther“ 2017 nahezu allgegenwärtig war und die (für Staat und Kirche unangenehme) Tatsache, dass Luther zu den größten Hasspredigern der Geschichte zählt, kaum mehr unter den Teppich gekehrt werden konnte.

Ein besonderes Ereignis in jenem Jahr war die „Heidenpaß-Party“, die wir am Karfreitag 2017 in München feierten.

Diesem besonderen Event vorausgegangen war ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts, welches das Tanzverbot an „stillen Feiertagen“ partiell aufhob, nämlich in dem speziellen Fall, dass der Tanz selbst Ausdruck eines weltanschaulichen, gegen das Christentum gerichteten Bekenntnisses ist. Dies ließ sich Assunta Tammello, die das Verfahren mit dem „bfg München“ durch alle Instanzen getrieben hatte, nicht zweimal sagen und organisierte mit der gbs ein buntes „Karfreitags-Event“, bei dem Michael das „Wort zum Karfreitag“ sprach und dem Publikum anschließend den „humanistischen Tanzsegn“ erteilte.

Ähnlich fröhlich ging es bei dem Festakt „10 Jahre Ex-Muslime“ zu, der im November 2017 im Kölner Maritim-Hotel stattfand. Neben Mina Ahadi, der Vorsitzenden des „Zentralrats der Ex-Muslime“, und Maryam Namazie, der Vorsitzenden des „Council of Ex-Muslims“ in Großbritannien, wirkten an dem Programm zahlreiche internationale Gäste mit, u.a. der iranische Musiker, Sänger und Dichter Shahin Najafi, auf den im Iran ein Kopfgeld von 100.000 Euro ausgesetzt worden war, die säkularen Blogger Ahmed Nadir und Kamran Ghanei, die für ihren Einsatz für Meinungsfreiheit in Bangladesch bzw. Marokko mit dem Tod bedroht wurden, sowie die Menschenrechtsaktivistin Rana Ahmad, deren Flucht aus Saudi-Arabien Hunderttausende Menschen weltweit bewegte. Als Reaktion auf Ranas Schicksal ist 2017 aus dem gbs-Umfeld in Köln die „Säkulare Flüchtlingshilfe“ entstanden, die im Rahmen des Festakts im Maritim erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Eine andere Neugründung 2017 sollte in der Geschichte der gbs aber noch nachhaltigere Spuren hinterlassen, nämlich die Gründung des „Instituts für Weltanschauungsrecht“ (ifw), eine mit vielen renommierten Juristinnen und Juristen besetzte Organisation, die sich für eine Stärkung des Gebots der „weltanschaulichen Neutralität des Staates“ in Gesetzgebung und Rechtsprechung einsetzt. Das Institut, das vor allem von der jungen Kölner Juristin Jacqueline Neumann aufgebaut wurde (ein weiterer Glücksgriff, vergleichbar mit Michael und Carsten!),

geriet schon 2018 in die Schlagzeilen, als es bundesweite Strafanzeigen gegen Sexualstraftäter der katholischen Kirche stellte und Ermittlungsverfahren in allen deutschen Diözesen forderte.

Eigentliches Schwerpunktthema 2018 waren allerdings die Allgemeinen Menschenrechte, die 70 Jahre zuvor von den Vereinten Nationen verabschiedet worden waren. Anlässlich dieses Jubiläums starteten wir die Kampagne „Weltbürger statt Reichsbürger!“, organisierten die „Säkulare Woche der Menschenrechte“ in Berlin (u.a. mit Hamed Abdel-Samad, Richard Dawkins, Bettina Jarasch und Ingrid Matthäus-Maier) und stellten unsere neue Broschüre „Die Menschenrechte – Wie sie entstanden sind und warum wir sie verteidigen müssen“ im Haus der Bundespressekonferenz vor.

Passend zum Schwerpunktthema veröffentlichten wir zudem die Broschüre „WIE muss Technik? Zur Verteidigung der Menschenrechte im Zeitalter der Digitalisierung“, die einen komprimierten Überblick über die ethischen Herausforderungen gibt, die mit dem zunehmenden Einsatz digitaler Algorithmen einhergehen. Ende des Jahres griffen wir das Thema noch einmal als Mitveranstalter des prominent besetzten „Stuttgarter Zukunftssymposiums“ auf, das unter dem Titel „Mensch bleiben im Maschinenraum“ über die Chancen und Risiken der „Künstlichen Intelligenz“ diskutierte.

Das darauffolgende Jahr 2019 begingen wir als das „Jahr der Jubiläen“: 100 Jahre Weimarer Verfassung, 70 Jahre Grundgesetz, 15 Jahre Giordano-Bruno-Stiftung und 10 Jahre Buskampagne! Wir nutzten diese Jubiläen, um so viele Aktivitäten zu entfalten wie nie zuvor in der Geschichte der Stiftung.

Im Mai 2019 startete in Berlin die „zweite säkulare Buskampagne“ unter dem Motto „Schlussmachen jetzt: 100 Jahre Verfassungsbruch sind genug!“, deren zentrale Forderungen Michael in der gbs-Broschüre „Abschied von der Kirchenrepublik“ zusammenfasste. Die Deutschlandtour der „Buskampagne 2.0“ führte durch mehr als 25 Städte, darunter sämtliche Landeshauptstädte, und wurde von zahlreichen Abendveranstaltungen begleitet.

staltungen begleitet. Besondere Höhepunkte waren hierbei eine Podiumsdiskussion zu den „Grenzen der Toleranz“ zwischen Volker Beck (Bündnis 90 / Die Grünen) und Michael im Audimax der Uni Kiel, der etwa 600 Gäste folgten, sowie der Festakt „70 Jahre Grundgesetz“, den die gbs in Zusammenarbeit mit dem ifw parallel zu den offiziellen Feierlichkeiten im Schlosshotel Karlsruhe ausrichtete.

Auf diesem Festakt war auch die Gießener Ärztin Kristina Hänel zugegen, die zuvor auf Basis des umstrittenen „Nazi-paragraphen“ 219a StGB, der sogenannten „Werbung für den Schwangerschaftsabbruch“, verurteilt worden war. Wir haben Kristina mit unserem Rechtsinstitut ifw durch alle Instanzen begleitet (vorrangig involviert waren darin Jacqueline und Michael, die Formulierung der späteren Verfassungsbeschwerde übernahm gbs- und ifw-Beirat Reinhard Merkel). Zudem unterstützten wir die politischen Proteste gegen § 219a bzw. gegen Kriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs im Allgemeinen. Erfreulicherweise hat die neu gebildete Ampel-Regierung inzwischen verkündet, § 219a ersatzlos streichen zu wollen. Kristinas Verfassungsbeschwerde ist aber weiterhin beim Bundesverfassungsgericht anhängig. Ich bin sehr gespannt, was uns da erwartet.

Neben diesen politischen Aktivitäten widmeten wir uns 2019 allerdings auch einem traditionellen Schwerpunktthema der Stiftung: der Evolution. Und dies bietet mir die Gelegenheit, wenigstens kurz auf die erstaunlich breit gefächerten Aktivitäten unserer Regionalgruppen einzugehen, die sich im Laufe der Zeit innerhalb des gbs-Förderkreises gebildet haben: Schon im Januar 2019 hatte die „gbs Rhein-Neckar“ ihren „Evolutionsweg“ in Leimen eröffnet. Der aufwändig gestaltete Lehrpfad zur Evolution wurde so konzipiert, dass die Abstände zwischen den 20 Tafeln der Strecke den realen Zeitabständen entsprechen. Mit jedem Meter überwindet man gut 4 Millionen Jahre, jeder Millimeter steht für ca. 4000 Jahre, also die Zeit, die seit dem Bau der Pyramiden in Ägypten bis heute verging.

Dieses Konzept eines Evolutionswegs hat sich als sehr attraktiv erwiesen. Inzwischen sind nach seinem Vorbild viele weitere Wege in Deutschland entstanden und es werden Jahr für Jahr mehr! Auch der „Düsseldorfer Aufklärungsdienst“, vielleicht die aktivste gbs-Regionalgruppe überhaupt, eröffnete einen solchen Weg in der Landeshauptstadt von NRW. Darüber hinaus veranstalteten „unsere Düsseldorfer“ 2019 die „Evokids-Tage“, an denen sich mehrere namhafte gbs-Beiräte beteiligten (u.a. Ralf König, Dittmar Graf, Christoph Antweiler, Eckart Voland, Ricarda Hinz und Volker Sommer). Wir nahmen die hochkarätige Veranstaltungsreihe zum Anlass, um ein größeres Kontingent der beliebten „Evokids-Pakete“ für den Unterricht in den Klassenstufen 3-6 zu versenden – ein kostenfreies Angebot, von dem bundesweit viele Lehrerinnen und Lehrer Gebrauch machten.

Leider fehlt mir hier der Platz, um auf all die vielen Aktivitäten der Regional- und Hochschulgruppen einzugehen. Ich selbst bin geradezu erschlagen von dem, was ich hier über die Geschichte der Stiftung schreibe. Glauben Sie dabei bitte nicht, ich hätte das alles mit meinen 87 Jahren noch im Kopf! Ich hänge mich vielmehr an der Chronologie und den Tätigkeitsberichten der Stiftung entlang, die man auf der gbs-Website leicht finden kann.

Die Einzigen, die wohl noch einen Überblick über die vielfältigen Aktivitäten der Stiftung haben, sind meine Tochter Judith, die neben dem Sekretariat auch die Buchführung der gbs übernommen hat, sowie Michael und Elke, die seit 2019 zusammen mit unserem „Hausgrafiker“ Roland Dahm das aufwändig gestaltete „bruno.“-Jahresmagazin herausbringen. Den Anstoß zu diesem Magazin, das die alten Tätigkeitsberichte der Stiftung ersetzt, stammt von einem Beirat, der erst 2018 zur gbs hinzugeschlossen ist: Helmut Ortner. Dazu muss man wissen: Helmut ist nicht nur ein überaus produktiver Autor, sondern gilt auch als „der Blattmacher Deutschlands“. Als er unsere alten Tätigkeitsberichte sah, erkannte er, dass da noch deutlich „Luft nach

oben“ ist. Also schenkte er uns die Konzeption eines neuen Jahresmagazins – eine Leistung, die ansonsten einige zehntausend Euro gekostet hätte! Was für ein Glück, dass wir als Stiftung auf solch grandiose Mitstreiter zurückgreifen können!

2020 hätte eigentlich genauso aktiv weitergehen sollen, wie das Jahr 2019 geendet hatte, doch die Corona-Pandemie machte uns einen Strich durch die Rechnung! Plötzlich mussten wir alle Präsenzveranstaltungen absagen, die wir für das Jahr bereits geplant hatten. Das schadete vor allem dem „Hans-Albert-Institut“ (HAI), das wir im Februar 2020, pünktlich zum 99. Geburtstag meines alten Universitätsdozenten, an den Start gebracht hatten.

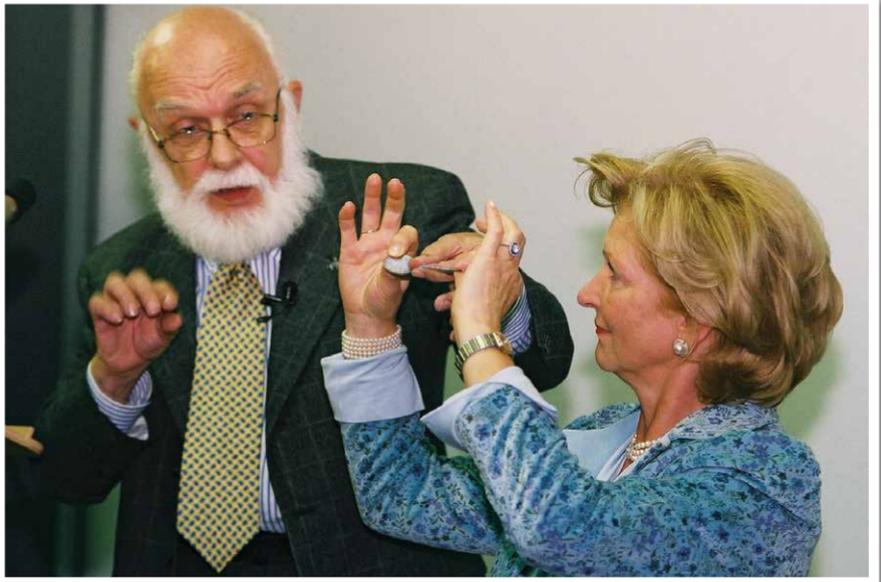
Die Idee zur Gründung des Instituts ging auf ein Konzept zurück, das ein junger, aber schon seit Jahren aktiver Mitarbeiter der gbs, Florian Chefai, zusammen mit der noch jüngeren Physikerin Sophie Strobl zu unserem Schwerpunktthema 2020 entwickelt hatte. Als Michael das neue Generalthema „Die hohe Kunst der Rationalität: Fakten, Fakes und gefühlte Wahrheiten“ im Sommer 2019 vorschlug, war von „Corona“ natürlich noch nicht die Rede. Angesichts der irrationalen Debatten, welche die Corona-Krise auslöste, trafen wir mit diesem Thema jedoch – wieder einmal – voll ins Schwarze!

Organisatorisch mussten wir nun jedoch komplett umschalten und Online-Seminare statt Offline-Kongresse anbieten, was uns recht schnell gelang: Schon im April starteten die ersten Online-Reihen, die wir in Zusammenarbeit mit „Kortizes“ (einem von Rainer Rosenzweig und Helmut Fink gegründeten Institut) sowie mit dem „Düsseldorfer Aufklärungsdienst“ (hier hauptverantwortlich: Ricarda Hinz und Eva Witten) durchführten. Auch die Vorträge zum „DA! Art-Award“ fanden online statt. Der Düsseldorfer „Kunstpreis für säkulare Kunst“ stand 2020 unter dem Titel „...wirkt nicht über den Placebo-Effekt hinaus“ – eine Anspielung auf das gbs-Schwerpunktthema, vor allem aber auf die (u.a. von Jan Böhmermann parodierten) Kontroversen, welche die Ärztin und gbs-Beirätin Natalie Grams mit ihrer Homöopathie-Kritik ausgelöst hatte.

Das Hans-Albert-Institut setzte mit seinem prominent besetzten „Virtual Rationality Congress“ ebenfalls auf ein Onlineformat. Nach mehreren bemerkenswerten Stellungnahmen und der sehr lesenswerten Broschüre „Leidenschaft zur Vernunft“, die Florian (Chefai) in Zusammenarbeit mit Michael, dem Philosophen Jonas Pöld und der jungen Grafikerin Saskia Zillekens entworfen hatte, ging das HAI zum 100. Geburtstag von Hans Albert am 8. Februar 2021 dann so richtig in die Vollen: Es veröffentlichte das „Digitale Hans-Albert-Archiv“ und richtete einen eindrucksvollen Online-Festakt aus, in dessen Rahmen der aufwändige (von Ricarda produzierte) Film „Hans Albert – Der Jahrhundertdenker“ erstmals gezeigt wurde.

Die wichtigen Impulse, die von Florian und Sophie ausgegangen waren, sind ein guter Beleg dafür, wie wichtig die Nachwuchsförderung für eine Organisation wie die Giordano-Bruno-Stiftung ist. Aus diesem Grund schrieben wir einen Nachwuchswettbewerb zum 100. Geburtstag von Hans Albert aus und beteiligten uns an der Gründung des „Bertha von Suttner-Studienwerks“, das im März 2021 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. An beiden Projekten waren zwei junge Menschen maßgeblich beteiligt, denen ich 2019 beim „gbs-Sommerforum“ im Haus Weitblick erstmals bewusst begegnet bin: Tobias Wolfram und Laura Wartschinski.

Auf Menschen wie Wolfram und Laura wie auch Florian (Chefai) und Luisa (Lenneper), die sich seit vielen Jahren unermüdlich für die Stiftung einsetzen, ruht meine Hoffnung, dass sich die gbs auch noch in der nächsten und übernächsten Generation mit rationalem Verstand in die gesellschaftlichen Debatten einmischen wird. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob man solch kreative „Workaholics“ wie Carsten und Michael, mit denen ich die Stiftung 2004 startete, wirklich eins zu eins ersetzen kann, aber das wird die Zeit schon zeigen...



Tagung „Wissen statt Glauben“ (2004): Bibi assistiert dem Zauberkünstler James „The Amazing“ Randi



v.l.: Lee Traynor, James Randi, Amardeo Sarma, Herbert und Bibi



Religionsfreie Zone „Heidenspaß statt Höllenqual“ (2005): Das Dino-Mobil von Jacques Tilly zum Weltjugendtag in Köln



fowid-Pressekonferenz in Berlin (2005): Carsten Frerk, Herbert, Bibi, Johannes Neumann, hintere Reihe: Michael Schmidt-Salomon, Günther Kehrer, Horst Groschopp



Gründung des Zentralrats der Ex-Muslime (2007)



gbs-Scheck zum zehnjährigen Jubiläum



Festakt „10 Jahre Ex-Muslime“ im Maritim-Hotel Köln u.a. mit Mina Ahadi, Arzu Toker, Marjam Namazie, Rana Ahmad und Eva Witten



Festakt zum „Deschner-Preis 2007“: Carsten Frerk, Franz M. Wuketits, Richard Dawkins, Karlheinz Deschner, Michael, Herbert



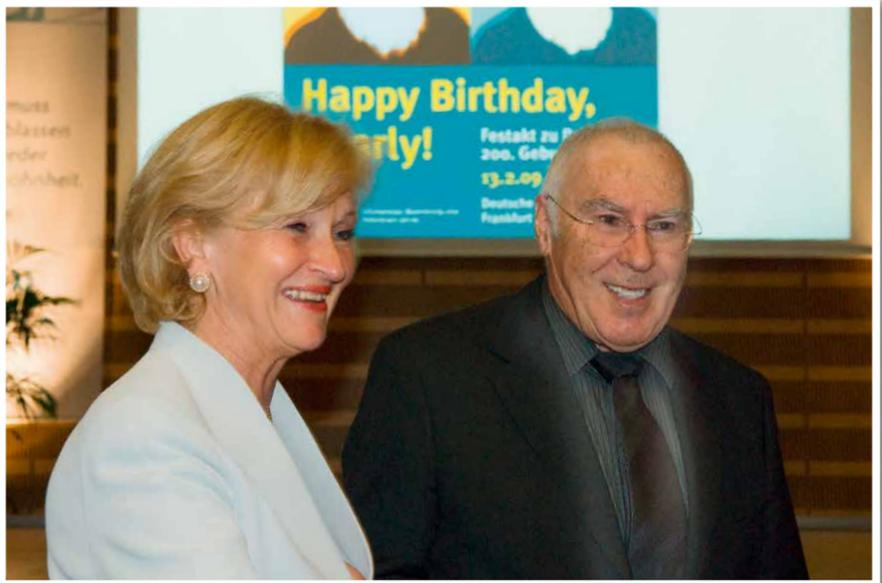
Herbert mit Richard Dawkins und Karlheinz Deschner bei der Überreichung der Urkunde zum Deschner-Preis



Nach der erfolgreichen Rettung des „kleinen Ferkels“ feiert Herbert mit Gunnar Schedel (Alibri Verlag), Helge Nyncke (Illustrator) und Michael vor der Bundesprüfstelle



5-Jahres-Feier der gbs (2009): Herbert mit Elke Held, Michael, Fiona Lorenz, Hermann Josef Schmidt, Carsten Freerk, Ricarda Hinz und Jacques Tilly



Bibi und Herbert beim Festakt zu Darwins 200. Geburtstag in der Nationalbibliothek Frankfurt (2009)



Auch Ingrid Matthäus-Maier, Robert Maier und Sohn Robbi stoßen auf Charles Darwin an



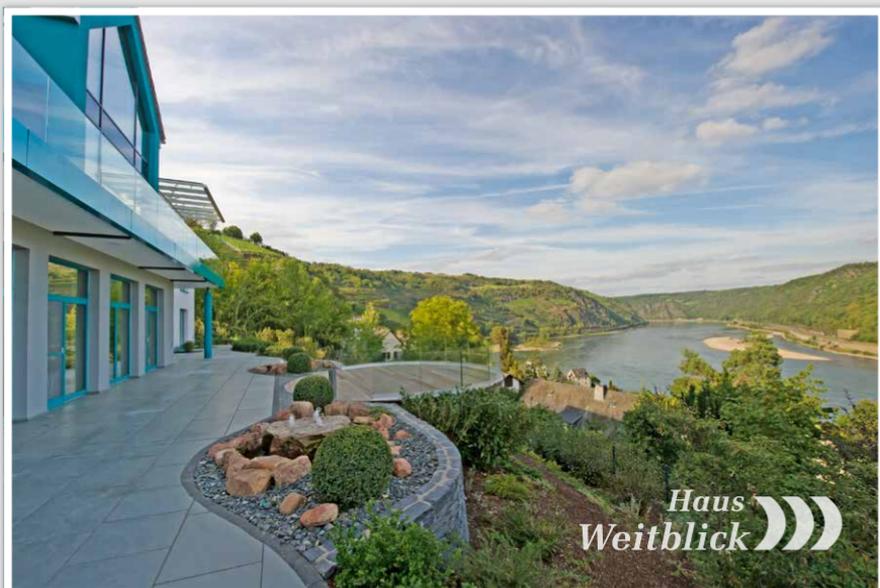
Stiftungssitz bis 2011: Das „Haus am See“ in Mastershausen



Mit Blick auf den See entstanden viele Kampagnenideen der Stiftung



Stiftungssitz ab 2011: „Haus Weitblick“ in Oberwesel



Panoramablick auf den Rhein (UNESCO-Welterbe Oberes Mittelrheintal)



“Jetzt reden wir!": Demo der ehemaligen Heimkinder in Berlin (2010)



Verleihung des Ethikpreises an das „Great Ape Project“ (2011): Colin Goldner, Michael Bibi, Peter Singer, Herbert Carsten, Philipp Möller, Paola Cavalieri und Volker Sommer



Herberts 80. Geburtstag (2014): Feier mit vielen gbs-Mitgliedern auf dem Schiff „Loreley Elegance“



Ralf König liest aus seinen Werken



Michael singt den Song „Mein Freund Herbert!“



Unter den Gästen: Helmut Debelius, Carsten Ferk und Axel Meyer



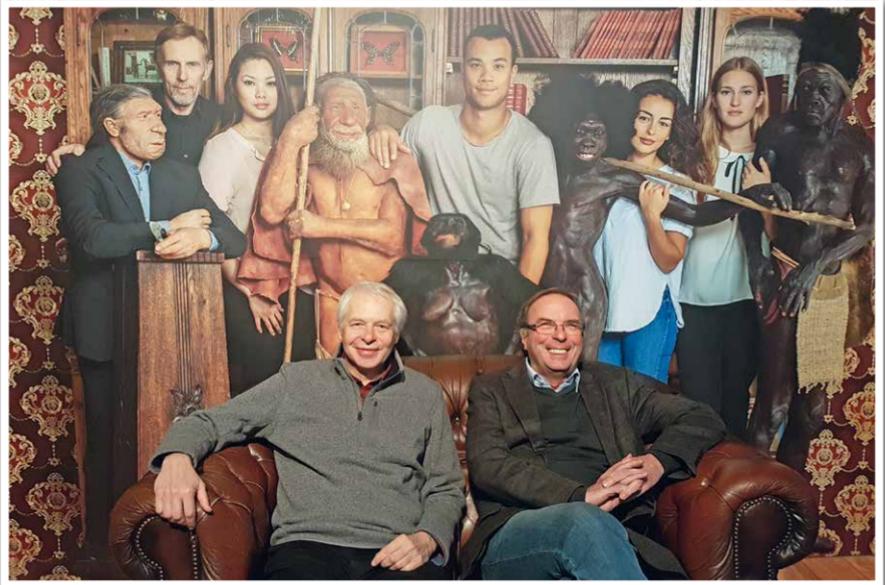
Kampagne „Letzte Hilfe“ (2014): Plakat mit Sterbehelfer Uwe Christian Arnold



Erfolg vor dem Bundesverfassungsgericht (2020): Ludwig A. Minelli, Dieter Birnbacher und Michael



Evokids-Projekt: Das Urmel auf der Didacta in Köln (2016)



Die Mitinitiatoren des Evokids-Projekts Dittmar Graf und Eckart Voland im Neandertal-Museum



Verleihung des Deschner-Preises an Raif Badawi und Ensaf Haidar in der Nationalbibliothek Frankfurt (2016)



Bibi und Herbert während des Festakts



Ensaf Haidar mit Laudator Hamed Abdel-Samad und Dolmetscherin



Jahrestreffen des 2017 gegründeten Instituts für Weltanschauungsrecht (ifw) am Stiftungssitz (vordere Reihe, 5.v.r. ifw-Koordinatorin Jacqueline Neumann)



Schlussmachen jetzt! Die säkulare Buskampagne vor dem Brandenburger Tor (2019)



In Nürnberg mit Carsten, Ricarda und Michael, im Hintergrund: Helmut Fink und Rainer Rosenzweig



Vor Schloss Sanssouci: Besuch beim „Alten Fritz“



Buskampagne vor dem Kölner Dom



Der Geldhamster: Skulptur von Bernd Kammermeier in Frankfurt



„Bernd das Brot“ mit dem Kampagnenteam in Erfurt



Station in Trier: Herbert und Bibi im Kampagnenbus mit Geschäftsführerin Elke Held und Teamleiter David Farago



„Du sollst deinen Kirchentag selbst bezahlen!": Das Team der Aktion „11. Gebot“ mit Maximilian Steinhaus, Roy Thormann, David Farago und Werner Koch



gbs-Aktion „Der nackte Luther“



Erste Protestaktion vor dem Kölner Dom (2021)



Zweite Protestaktion vor dem Kölner Dom (2021)



gbs-Vorstand und -Geschäftsführung (2019): Bibi, Elke, Herbert, Michael mit Judith Liesenfeld



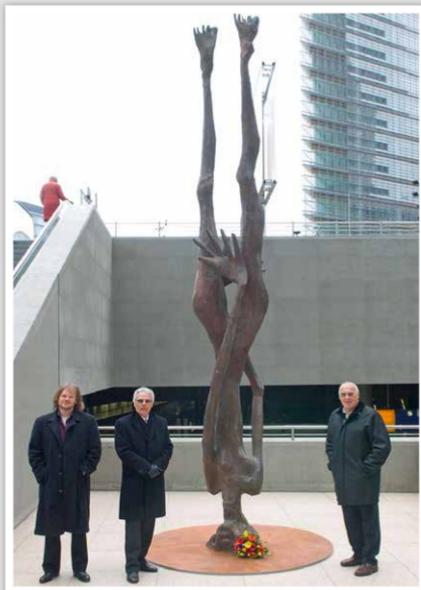
Nachwuchsförderung: gbs-Sommerforum am Stiftungssitz „Haus Weitblick“ (2019)



Auf dem Festakt „10 Jahre Giordano-Bruno-Stiftung“ in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt



Giordano-Bruno-Denkmal auf dem Campo de' Fiori in Rom



Mit Ernst Salcher und Michael vor dem Giordano-Bruno-Denkmal am Potsdamer Platz in Berlin



Beiratstreffen am Stiftungssitz

9. KAPITEL

Ausblick und Dank

Vor einigen Jahren habe ich gesagt, dass ich zwei Dinge noch unbedingt erleben möchte, nämlich, dass der gbs-Förderkreis die magische Marke von 10.000 Mitgliedern überschreitet (was wir schon vor einiger Zeit erreicht haben) und dass es zur Gründung des „Zentralrats der Konfessionsfreien“ kommt.

Michael hatte die Einrichtung eines solchen Zentralrats bereits 2004, im Gründungsjahr der Stiftung, bei einem Vortrag in Berlin vorgeschlagen. Sein Vorschlag löste zwar heftige Diskussionen aus, aber über die Jahre geschah in Sachen Zentralrat nichts. Erst 2021, also 17 Jahre später, konnte Rainer Rosenzweig (der auch Kuratoriumsmitglied der gbs ist) den Großteil der in Deutschland existierenden religionsfreien Verbände überzeugen, den sogenannten „Koordinierungsrat der säkularen Organisationen“ (Kurzform: „KORSO“ – eine Bezeichnung, die Michael vorschlug, weil sie so schön an „Torso“ erinnert) in „Zentralrat der Konfessionsfreien“ umzubenennen. Sprecher dieses neu formierten Zentralrats, der 2022 an die Öffentlichkeit treten wird, soll der langjährige gbs-Aktivist und Bestsellerautor Philipp Möller sein, der diese Funktion aufgrund seines rhetorischen Talents ohne jeden Zweifel perfekt ausfüllen wird.

Es sieht demnach so aus, als müsste ich mir im hohen Alter noch neue Ziele setzen! Auf jeden Fall bin ich heute – mehr denn je – davon überzeugt, dass nicht nur die gbs, sondern die säkulare Szene insgesamt auf einem guten Weg ist. Ich persönlich habe es nie bereut, die Giordano-Bruno-Stiftung gegründet zu haben. Im Gegenteil: Es war die beste Entscheidung meines Lebens! Denn durch die Stiftung habe ich so viel Neues erfahren und so viele hochinteressante Menschen kennengelernt, die ich ansonsten niemals getroffen hätte. Es stimmt schon, was ich vor

einigen Jahren gesagt habe: „Ich verdanke der Giordano-Bruno-Stiftung weit mehr, als sie mir verdankt!“

Ich bin jetzt 87 Jahre alt – mein Vater war zu diesem Zeitpunkt bereits 16 Jahre tot. Niemand in meiner näheren Verwandtschaft ist so alt geworden, wie ich es heute bin. Alt zu werden, ist aber ganz gewiss kein eigenes Verdienst. Es ist vielmehr das Resultat der verbesserten Lebensbedingungen sowie des „blinden Waltens von Zufall und Notwendigkeit“, das überall im Kosmos wirkt.

„Das Leben ist ungerecht, aber schön!“, sagte einmal eine liebenswerte Beirätin der Stiftung, Fiona Lorenz, die aufgrund einer schweren Krebserkrankung viel zu früh, im Alter von gerade einmal 51 Jahren, von uns gegangen ist. Ich bin dankbar, dass es mich nicht so früh erwischt hat, denn ansonsten hätte ich nur sehr kurze Zeit „gottlos glücklich“ sein können. Ich bin auch froh, dass ich nicht – wie mein Vater – schon im Alter von 71 Jahren abtreten musste, denn in diesem Fall hätte ich die Gründung der gbs nur um zwei Jahre überlebt und nicht mehr erfahren, wie großartig sie sich in den Folgejahren entwickeln sollte.

Dankbar bin ich auch für die lieben Menschen, die mich auf meinem Lebensweg begleiteten. Das gilt insbesondere für meine beiden großen Lieben, für Bibi und Christa, ohne die ich mir mein Leben nicht hätte vorstellen können. Danken möchte ich aber auch meinen Kindern Uschi, Moni, Judith und Cati, die es mir nicht nachgetragen haben, dass ich ihnen manchmal ein allzu strenger Vater war.

Zu großem Dank bin ich zudem all jenen gegenüber verpflichtet, die mich in meiner Zeit als Unternehmer begleitet haben. Die meisten von ihnen habe ich namentlich in meiner Dankesrede zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1994 erwähnt, die in der Anlage dieses Buches abgedruckt ist.

Dass die Giordano-Bruno-Stiftung heute so prächtig dasteht, ist ganz gewiss nicht allein auf meinem oder Michaels Mist gewachsen. An diesem Erfolg, auch am Erfolg der Organisationen, die aus der gbs hervorgegangen sind (u.a. fowid, hpd, ifw, HAI),

waren viele Menschen beteiligt. Tatsächlich waren es so viele, dass ich sie gar nicht alle aufzählen kann! Ich versuche es trotzdem (in alphabetischer Reihenfolge und unter Weglassung der vielen Professoren- und Dokortitel, durch die diese Liste noch sehr viel länger würde, als sie es ohnehin schon ist):

Hamed Abdel-Samad, Joachim Affeldt, Mina Ahadi, Rana Ahmad, Grete Albert, Hans Albert, Ernst-Heinrich Alf, Andreas Altmann, Christoph Antweiler, Uwe-Christian Arnold, Seyran Ateş, Athmatrix, Carsten Baade, Thorsten Barnickel, Pierre Basieux, Tanja Gabriele Baudson, Volker Baumgartner, Rolf Bergmeier, Juliane Bernholt, Hertha Beuschel-Menze, Dieter Birnbacher, Philipp Blom, Gisa Bodenstein, Ulla Bonnekoh, Michael Braungart, Martin Brüne, Karlheinz Büchner, Franz Buggle, Florian Chefai, Ninon Colneric, Friedrich Coradill, Constanze Cremer, Gerhard Czermak, Roland Dahm, Richard Dawkins, Helmut Debelius, Karlheinz Deschner, Stefan Dewald, Matthias Druba, Gunter Dunkel, Heidi Dunkel, Karen Duve, Theodor Ebert, Ingo Eitelbach, David Farago, Helmut Fink, Carsten Frerk, Evelin Frerk, Olaf Gierhake, Hermann Gieselbusch, Adrian Gillmann, Claudia Goldner, Colin Goldner, Walter Gontermann, Dittmar Graf, Natalie Grams, Monika Griefahn, Gerhard Haderer, Michael Hassemer, Konstantin Haubner, Hellge Haufe, Johann-Albrecht Haupt, Daniel Heinrich, Elke Held, Julian Held, Rolf Dietrich Herzberg, Konstantin Heuchert, Eric Hilgendorf, Ricarda Hinz, Henrik Hollstegge, Heiner Holtkötter, Achim Horn, Michael Hueske, Jörg Hutter, Peder Iblher, Janosch, Gerhard Joermann, Christian Julius, Mathias Jung, Erwin Kaliski, Bernd Kammermeier, Bernulf Kanitscheider, Wolfram Kastner, Günter Kehrer, Anne-Barbara Kindler, Tobias Klös, Werner Koch, Ralf König, Max Kruse, Heinz-Werner Kubitzka, Holger Kühn, Martin Kutscha, Angela Lahee, Karl-Otto Layer, Andreas Leber, Gabriele Legant, Luisa Lennep, Judith Liesenfeld, Fiona Lorenz, Ludger Lütkehaus, Martin Mahner, Wolfgang Mahnfitz, Robert Maier, Robert Matthäus Maier, Adriano Mannino, Horst Marschall, Ingrid Matthäus-Maier, Marianne Mauch, Frohmut Menze, Reinhard

Merkel, Thomas Metzinger, Axel Meyer, André Mindermann, Ludwig A. Minelli, Philipp Möller, Adel F. Mohsin, Till Müller-Heidelberg, Alexander von der Nahmer, Hans Reinhard Nattkamp, Jürgen Neffe, Jacqueline Neumann, Johannes Neumann, Lutz Neumann, Ulfrid Neumann, Frank Nicolai, Anton Niederberger, Monika Niederberger, Gisela Notz, Helge Nynke, Heinz Oberhammer, Rolf Oerter, Stephanie Ophees, Helmut Ortner, Stefan Paintner, Volker Panzer, Christian Pawlu, Jürgen Pelka, Martin Perscheid, Bodo Pieroth, Jonas Pöld, Udo Pollmer, Nadine Pungs, Holm Putzke, Gerhard Rampp, Monika Rampp, Winfried Rath, Michael Reich, Eberhard Reinecke, Peter Riedesser, Gabriele Röwer, Rainer Rosenzweig, Robert Roßbruch, Janosch Rydzy, Ernst Salcher, Jörg Salomon, Lea Salomon, Thomas Salzberger, Yvonne Salzmann, Helke Sander, Amardeo Sarma, Elke Schäfer, Helga Schalk, Gunnar Schedel, Jörg Scheinfeld, Reinhold Schlotz, Werner Schmid, Hermann Josef Schmidt, Ursel Schmidt, Bettina Schöne-Seifert, Jochen Schreiber, Achim Schuhen, Rolf Schwanitz, Gepa Schwickerath, Ingrid Sellinger, Wolfgang Sellinger, Helmut M. Selzer, Amed Sherwan, Michael Sieger, Volker Sommer, Shiro Sonoda, Robert Spence, Peter Spiekermann, Jürgen Sprekels, Nicolai Sprekels, Beda M. Stadler, Rainer Statz, Ute Statz, Ingrid Steffen-Binot, Wolf Steinberger, Dittmar Steiner, Jana Steinhaus, Maximilian Steinhaus, Gerhard Streminger, Sophie Strobl, Kurt Stützer, Theis Stüven, Assunta Tammelleo, Roy Thormann, Jacques Tilly, Arzu Toker, Hans Trutnau, Alexander Tschierse, Udo Ungar, Rüdiger Vaas, Esther Vilar, Eckart Voland, Renate Voland, Gerhard Vollmer, Bernd Vowinkel, Daniela Wakonigg, Lilly Walden, Barbro Walker, Ulrich Walter, Helmut Walther, Laura Wartschinsky, Vera Wawrzyniak, Rüdiger Weida, Thomas Weidenbeck, Frank Welker, Isabell Welpé, Burkhard Wepner, Ulla Wessels, Franz Josef Wetz, Michael Wieder, Lilli Wilken, Gerhard Wimberger, Dirk Winkler, Eva Witten, Tobias Wolfram, Franz M. Wuketits, Saskia Zillekens, Olaf Zuber, Robert Zwilling sowie unsere „lieben Hausgeister“ Vincent Finelli, Michael Caspar, Marion Conredel, Martina Rüdesheim, Steffi Sandmann, Susanne Hübel und Sibylle Holocher.

Diese Aufstellung ist ganz sicher nicht umfassend: Falls ich in dieser langen Liste jemanden vergessen haben sollte, möge er oder sie es mir bitte nicht verübeln! Was ich aber auf gar keinen Fall vergessen möchte: Mein Dank gilt nicht zuletzt unserem „Herrn Geheimrat“, dessen Namen ich hier nicht nennen kann, der aber wesentlich dazu beigetragen hat, dass die Stiftung seit 2015 einen riesigen Sprung nach vorne gemacht hat.

Schließlich habe ich auch denjenigen zu danken, die die Veröffentlichung dieser „Lebenserinnerungen“ möglich gemacht haben: Michael und Elke, die das Manuskript überarbeiteten, Helmut, der es mit seiner ganz eigenen Gründlichkeit korrigierte, Judith, die 5.000 Fotos aus eigenen und fremden Beständen gesammelt, digitalisiert und mir in zeitlicher Reihenfolge zur Verfügung gestellt hat, Evelin, die den Großteil der Fotos ab 2004 beisteuerte, sowie Roland, der das Buch mit viel Liebe, Geduld und Professionalität gestaltete.

Zum Schluss noch eine allerletzte Anekdote: Am 18. Oktober 2004, zu meinem 70. Geburtstag, hat mich Michael mit einem selbstkomponierten Song im Stil meines Lieblings-Liedermachers Udo Jürgens überrascht. In diesem Song mit dem Titel „Mein Freund Herbert“ heißt es über mich:

*Einst war er ein frommer Sünder
Ein Opfer heil'ger Wahn-Verkünder
Doch dann traf er 'ne gute Wahl:
Heidenspaß statt Höllenqual...*

Im Grunde beschreiben diese vier Zeilen meinen langen Weg vom Paulus zum Saulus schon recht treffend. Falls ich so in Erinnerung bleiben würde, soll es mir recht sein. *Carpe diem!*

Anhang

Dankesrede zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes

(Herbert Steffen, 18.10.1994)

Sehr geehrter Herr Minister Brüderle, meine lieben Gäste und Freunde, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter!

Die soeben von Herrn Minister Brüderle an mich gerichtete Laudatio könnte man nach Erich Gutenberg, meinem Professor an der Kölner Uni, auch als einen „Nekrolog zu Lebenszeiten“ bezeichnen. Zudem habe ich auch noch meine Probleme mit dem Wort „Bundes-Verdienst-Kreuz“.

Ein „Bund mit dem Bund“ ist eine Sache für sich, wenn man daran denkt, dass der bekannte norwegische Schriftsteller Jens Bjørneboe zunächst mit dem Staats-Literaturpreis ausgezeichnet, ein halbes Jahr später ins Gefängnis gesteckt wurde. Auch mit dem „Verdienst“ hat es einiges auf sich: Man kann sich eine Auszeichnung verdienen; man kann sie sich verdienen – dafür müsste man wahrscheinlich Diener des Bundes sein; und man kann sie sich auch verdienen. Weiß man, wofür man dann diese Auszeichnung eigentlich erhält?

Und mit dem „Kreuz“ – mit dem habe ich ohnehin meine Probleme. Mit dem Kreuz verbinden sich ja viele schmerzliche Vorstellungen – von Kreuzschmerzen über Kreuzritter bis zur Kreuzigung. Deshalb habe ich mich – wie Sie wissen, Herr Minister – eine Zeitlang vehement gegen die Verleihung gewehrt.

Nach gründlichem Nachdenken und auf den Rat einiger Freunde hin habe ich mich dann bereiterklärt, unter gewissen Bedingungen das Bundesverdienstkreuz entgegenzunehmen. Und zwar nehme ich die Auszeichnung des Bundespräsidenten an zusammen mit den Damen und Herren, die ich stellvertretend für alle, welche die von Ihnen vorgetragenen Leistungen erbrachten, ausgewählt habe. Damit verhalte ich mich so wie ein

Dirigent, der den Applaus der Zuhörer zusammen mit seinem Orchester entgegennimmt; denn bekanntermaßen *macht man mit dem Taktstock allein noch keine Musik*.

Wir bei STEFFEN haben uns schon immer als ein Team verstanden, das den Menschen in den Mittelpunkt stellt und versucht, die vom Markt geforderte Leistung unter möglichst harmonischen Beziehungen unter- und miteinander zu erbringen.

In diesem Orchester hat jede und jeder seinen besonderen Part; mir ist zufällig der Part des Dirigenten zugefallen. Und deshalb möchte ich Ihnen, sehr geehrter Herr Minister, und Ihnen, meinen verehrten Gästen, die einzelnen Klangkörper und Stimmen dieses Orchesters, die wiederum für die vielen in ihren Bereichen stehen, kurz vorstellen.

In jedem Orchester sind die Bässe die tragenden Instrumente. Zu dieser Gruppe zähle ich diejenigen, die zum Teil schon vor mir in unserem Stammunternehmen in Mastershausen ihren Part gespielt haben, zum Teil aber auch mit mir zusammen das im Anfang noch kleine, 135 Personen zählende Orchester bildeten:

Reinhold Etges, Oskar Justen, Dieter Kochhan, Helmut Reiter, Herbert Sabel, Franz Sehn, Hermann Seimetz, Rudi Theisen, Hermann Weinem. Zu diesem Klangkörper möchte ich besonders aufrufen die beiden Kontra-Bässe, die zum Teil schon vor meiner Zeit im STEFFEN-Orchester eine sehr wichtige Rolle spielten: meinen Onkel Richard Steffen sowie seinen Nachfolger, Werner Etges.

Diesen Männern der ersten Stunde verdankt die heutige STEFFEN AG ihr Dasein und einen wichtigen Teil ihrer Entwicklung. Einige von ihnen sind bereits ausgeschieden und im wohlverdienten Ruhestand; der größere Teil spielt jedoch noch heute voll mit. Dieser Teil des Orchesters hat die Last des Anfangs getragen und die Basis für die spätere Fortentwicklung gelegt. Ihnen gebührt ein Großteil der mir zugedachten Ehrung und Ihnen sollte unser aller Applaus gelten. Vielen Dank.

Zu jedem klassischen Orchester gehört die wichtige Gruppe der Streichinstrumente. Diese spielen in der Regel die Leitmusik und um sie herum gruppieren sich die anderen Instrumente. Zu dieser Gruppe zähle ich Menschen wie Günter Castor, Egon Hoff, Günther Kluwig, Hans Maldaner, Winfried Nick, Hermann Nicolay, Karl Brost und Alois Wendling, den späteren Betriebsleiter. Sie haben in den letzten Jahren die Weiterentwicklung des STEFFEN-Orchesters betrieben und maßgeblichen Anteil am heutigen Klangkörper. Auf sie setze ich auch für die Zukunft in diesem Unternehmen.

Eine weitere Orchestergruppe bilden die Triangel-Spieler, Saxophonisten, Klarinettenisten und Oboisten. Ohne sie könnte die ganze klare Fülle eines Orchesters nie erreicht werden. Hierzu gehören Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie Elfie Haberkamp, Walter Diederichs, Peter Etges, Karl Etges, Kurt Liesenfeld, Alex Nikolay, Monika Sabel-Scheer, Renate Scheer, Gerd Spadinger, Karlheinz Schweppe, Heidi Thomas, Hans Vogt, Willi Weinem und Albert Wendling. Wenn Sie auch nicht stimmführend sind, so sind Sie doch für die Gesamt-Harmonie eines Orchesters unverzichtbar und haben ihren Anteil an der Gesamtleistung.

Eine weitere, wichtige Gruppe in einem modernen Orchester sind die Percussions. Hierzu zähle ich die Neuen im Orchester in der Gruppe: Michael Bierwirth, Helmut Witzel, Paul Hübner, Peter Pörsch, Helmut Rose, Frank Schramek, Olaf Steffens, Olaf Wegener. Sie bereichern den klassischen Teil unseres Orchesters und setzen neue Akzente. Auch Ihnen gilt unser Dank und Applaus.

In jedem Orchester gibt es auch Einzel-Stimmen, Solisten und Pianisten, und vor allem die ersten Geiger. Zu den Einzelstimmen zähle ich meine Sekretärinnen Germanna Tumbach und Dagmar Weber; zu den Solisten Karl Jores, August Werle und Winfried Nick, zu den ersten Geigern Reiner Seele, Hermann Hildenbrand und Hans von Wehrden. Ohne diese Leistungsträger wäre es nicht möglich, ein gutes Orchester zu

dirigieren. Ihnen gebührt mein besonderer Dank.

Und was wäre ein Orchester ohne seine Trompeten und Posaunen! Sie sind das Salz in der Suppe und ohne sie wären die meisten Partituren überhaupt nicht zu spielen. Hierzu zähle ich unsere beiden langjährigen Lieferanten: Martin Haen von der Firma DANZER und Horst Willach von der Firma HUWIL. Dazu gehören auch zwei unserer ältesten und wichtigsten Kunden, Walter Preiss vom Möbelhaus Preiss & Sohn sowie Erich Breiding vom Möbelhaus Rheinmöve.

Unsere gesamte Orchesterleistung wäre im wahrsten Sinne des Wortes für die Katz, wenn es sie nicht gäbe. Ohne zuverlässige Lieferanten und ohne die Partner eines Orchesters, die als einzige bereit und auch in der Lage sind, das gesamte Orchester zu bezahlen, nämlich unsere Kunden, hätte eine solche Spiel-schar nur ein kurzes Leben. Ihnen gilt mein herzlicher Dank, auch für Ihr Kommen am heutigen Tage, verbunden mit dem Wunsch, Sie noch lange in unserem Orchester zu behalten.

Und schließlich: Was wäre ein Dirigent ohne seine Komponisten und Partiturschreiber? Diese Mitglieder im Orchester sind während der Aufführung auf der Bühne nicht sichtbar, aber deshalb nicht weniger wichtig. Hierzu zähle ich den Geschäftsführer des „Verbandes der Holz- und Kunststoff verarbeitenden Industrie Rheinland Pfalz“ Gerhard Koch, den Chef der Sparkasse Cochem-Zell Walter Krieger, den Architekten Dieter Wendling, unseren Betriebsarzt Dr. Heinz Georg Adler, Rechtsanwalt Dr. Paulgerhard Gladen, unseren Steuerberater Heinz-Joachim Görden und meinen langjährigen Weggefährten in allen unternehmens- und steuerrechtlichen Fragen Prof. Dr. Mark Binz sowie seinen Kollegen Dr. Götz Freudenberg.

Sie haben maßgeblichen Anteil an dem, was heute das STEFFEN AG-Orchester bedeutet, an seiner finanziellen Ausstattung und seiner rechtlichen Ausgestaltung. Ihnen bin ich persönlich zu großem Dank verpflichtet, Ihnen fällt ein Großteil der mir zugedachten Würdigung zu.

Und da gibt es schließlich noch jemand, den jeder Dirigent braucht, will er über längere Zeit seine Aufgabe ausfüllen – jemand, der ihm den Rücken freihält – einen Rücken, der immer wieder aufs Neue dem gesamten Auditorium ungeschützt ausgesetzt ist. Das Gefühl der Geborgenheit, des Gehaltenseins und der Wärme – das gibt mir meine Frau. Ihr gilt mein wärmster Dank für all das, was sie mir in den fast dreißig Jahren gegeben hat, in der Zeit, in der ich in diesem Unternehmen tätig bin.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ein solches Orchester zu dirigieren, ist eine reizvolle Aufgabe. Man kann den Rhythmus bestimmen, manchmal auch die Crescendi und Allegri. Das gelingt aber nicht immer, da eigenwillige Instrumentalisten, die für den gesamten Klangkörper unverzichtbar sind, oft ihrer eigenen Weise folgen. Dies natürlich nur bei Proben und in den Übungsphasen. Wenn es darauf ankam, dem Abnehmerkreis seine Leistung darzustellen, dann ist wieder volle Harmonie gegeben, und dann ordnen sich auch die Individualisten der gemeinsamen Sache unter.

Sehr geehrter Herr Minister Brüderle, die Auszeichnung ist für uns alle ein Ansporn zur Verbesserung unserer Leistungen, und wir hoffen, dass wir in Zukunft im Konzert der Möbelwirtschaft einen noch angeseheneren Platz als heute einnehmen dürfen – zum Wohle der Regionen, in denen wir tätig sind, zum Wohle der Mitarbeiter und deren Familien. Nicht zuletzt und vor allem aber zum Wohle derjenigen, für die ein jedes Orchester spielt – für seine Zuhörer, unsere Kunden.

Ich bedanke mich bei Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit und lade Sie jetzt zu einem Imbiss im rechten Teil unserer Ausstellung ein...

Zur Verleihung des Ludwig-Feuerbach-Preises:

Laudatio von Gerhard Czermak (12.10.2012)

Lieber Herbert,

ein Lob auf Dich anzustimmen, fällt nicht allzu schwer. Es öffentlich tun zu dürfen, ist mir eine Ehre.

Dass das Licht des Lobes und Schatten gerade bei einer Ehrung für eine geistige Haltung und ihre Unterstützung eng beieinander liegen, hast Du eindringlich erfahren. Darauf werde ich noch zu sprechen kommen. Nicht nur meine positive Einstellung zu Deiner Person beruht nicht lediglich auf Deinem säkular-humanistischen Denken und Handeln, sondern auf der wohlthuenden Herzlichkeit und Offenheit, mit der Du Deinen Mitmenschen gegenübertrittst, wenn sie Dich nicht gerade als Gegner oder gar Feind betrachten. Letzteres kann man sich aber nur mit Mühe vorstellen, und es fällt automatisch auf den Betroffenen zurück.

Beim Versuch einer Würdigung muss ich die Zuhörer mit ein paar Fakten zum Werdegang von Herbert Steffen vertraut machen. Seine 78 Jahre sieht man ihm nicht an. Geboren ist er in Mastershausen, mitten im Hunsrück, zwischen Mosel und Rhein, und hauptsächlich hier hat er sein Leben verbracht. Da kommt wohl auch sein fröhliches, rheinisches Temperament her. Er stammt aus einem streng katholischen Elternhaus, und überhaupt war der Hunsrück sehr katholisch. Und so besuchte Herbert Steffen neun Jahre lang, seit er zwölf Jahre alt war, das Bischöfliche Internat in Gerolstein, und sicher könnte er einiges berichten aus dieser Zeit in der klerikalen Adenauer-Ära. Er scheint das aber nicht öffentlich getan zu haben. Jedenfalls in den sechziger und siebziger Jahren muss, diversen Schülerberichten zufolge, dort ein sehr hartes Regiment geführt worden sein. Herbert Steffen war sogar schon im Trierer Priesterseminar angemeldet, nahm aber – zum Glück – davon Abstand.

Er hatte nämlich ein ausgeprägtes Sündenbewusstsein, das ihn jahrelang plagte, und war sich sicher, die „Nachfolge Christi“ nicht entsprechend seinem hohen Selbstanspruch erfüllen zu können: ganz oder gar nicht. Der Zölibat schreckte ihn ab. Zwar kannte er viele Priester, die heimlich eine Freundin hatten, aber diese Heuchelei war ihm zuwider.

Herbert Steffen begann daher in Köln ein Wirtschaftsstudium und schloss sich einer katholischen Studentenverbindung an. Als Diplomkaufmann übernahm er 1969 die elterliche Möbelfabrik in Mastershausen und baute sie zu einem deutschlandweit bekannten Hersteller von Schlafraummöbeln mit 2000 Beschäftigten aus. Da war er noch kirchlich, auch finanziell, engagiert und aus seiner heutigen Sicht fundamentalistisch mit wörtlichem Bibelglauben. Durch Zufall fiel dann das 1972 erschienene Buch „Jesus Menschensohn“ von Rudolf Augstein in seine Hände. Dass es Dir, Herbert, sehr zu denken gegeben hat, wie Du später erzählt hast, wundert mich nicht, selbst wenn die Erstausgabe nur halb so gut gewesen sein sollte wie die bedeutende Neuauflage von 1999.

Soweit es der Betrieb zuließ, beschäftigte sich Herbert Steffen dann mit naturwissenschaftlicher Literatur, insbesondere der Evolutionstheorie, was seine Glaubenszweifel verstärkte. Die Entscheidung, die Kirche auch tatsächlich zu verlassen, fiel aber erst nach langen inneren Kämpfen, der Lektüre zahlreicher kritischer Bücher und bezeichnenderweise auch erst nach dem Tode seines erzkatholischen Vaters. Dieser hatte ihm anlässlich der Betriebsübergabe den Ratschlag mitgegeben: „Stelle niemals einen Evangelischen ein!“ Dass das erst recht für Agnostiker oder gar Atheisten galt, brauchte er nicht eigens zu erwähnen, zumal es solche Unwörter im Sprachschatz eines katholischen Hunsrückdorfes gar nicht gab.

Die Belegschaft war zufrieden mit ihrem neuen Chef, der schon 1973 die betriebliche Gewinnbeteiligung von 50% für die Mitarbeiter einführte, überdurchschnittliche Löhne zahlte und

für gute Arbeitsbedingungen sorgte. Tatkräftig, wie er war und ist, übernahm er für mehrere Jahre den Vorsitz im Verband der Holz- und Kunststoffverarbeitenden Industrie Rheinland-Pfalz, war Mitglied in verschiedenen Ausschüssen des Verbandes der Deutschen Möbelindustrie sowie im Messebeirat der Kölnmesse. Zudem war er von 1985 bis 1986 im Verwaltungsrat der „Stiftung wissenschaftliche Hochschule für Unternehmensführung.“

Neben all dieser Tätigkeit also entwickelte sich der freie Geist des Herbert Steffen, wobei ihm das Bücherlesen allerdings nur während des Urlaubs möglich war. Da las er Buch um Buch, und seine Zweifel wurden stets größer. „Allmählich“, so seine Worte, „ging mir auf, dass die Wurzeln unsres Glaubens fingiert sind.“ Am Ende des langen Wegs stand, nach dem Tod seines Vaters, der Kirchenaustritt. In der folgenden Silvesterpredigt 1977 sprach der Pfarrer über Judas, den Verräter, der den Herrn für 30 Silberlinge verkauft habe. Er erklärte der verschreckten Gemeinde, der größte Arbeitgeber der Region sei aus der Kirche ausgetreten. Ein Atheist sei jetzt verantwortlich für das Wohl und Wehe nahezu des ganzen Dorfes. Für die Mitarbeiter der Firma war das ein Schock. Drei mutige Mitarbeiterinnen fassten sich ein Herz, erbatene und bekamen einen Termin beim Chef. Das Folgende wirkt aus heutiger Sicht etwas surreal. Warum er ihnen das angetan habe, wollten sie von ihm wissen, und womit sie nun zu rechnen hätten. Denn man war weithin der Ansicht: Ein Mensch, der die Kirche ablehnt, hat auch keine Moral und keinen Anstand. Man hatte sogar damit gerechnet, dass die großzügige Gewinnbeteiligung beendet wird.

In Zusammenhang mit der Herausgabe von Karlheinz Deschners 4. Band der „Kriminalgeschichte des Christentums“ im Jahr 1994, Deschner wurde damals 70 Jahre alt, machte Hermann Gieselbusch, Lektor des Rowohlt Verlags, ein größeres Interview mit Herbert Steffen, der seit den 1990er Jahren einer der wichtigen Förderer Deschners war. Darin erzählt Herbert

Steffen auch über seinen Kirchenaustritt. Eine der katholischen Meinungen sei gewesen: „Du bist sogar Atheist. Da wirst Du ja jetzt ein richtiger Menschenverächter, wirst über Leichen gehen!“ Nun, die bewährte harmonische Zusammenarbeit im Betrieb blieb unverändert. So setzte sich allmählich die Erkenntnis durch, dass Atheisten auch Menschen sind. Für manche deutsche Politiker scheint es noch heute eine fast ethische Leistung zu sein, das zähneknirschend hinzunehmen.

Für Herbert Steffen war der Kirchenaustritt eine große persönliche Befreiung. „Ich bin eigentlich erst Mensch geworden, als ich erkannt hatte, dass meine Konfliktsituation künstlich herbeigezaubert worden war von der Kirche. Das hat mich plötzlich frei gemacht.“ Hierzu gabst Du, lieber Herbert, im Gieselbusch-Interview folgende Erläuterung: „Ich habe an mir selber erlebt, wie enorm mein Leben an Qualität gewonnen hat, seitdem ich diesen Seelenballast von Sünde, Schuld und Strafe über Bord geworfen habe. Ich habe die Freuden der Aufklärung selber erlebt.“ Jeder, der den formalen Schritt zur Lösung vom Glauben nach intensiver Auseinandersetzung mit ihm getan hat, kann das gut nachempfinden. Er weiß, warum er seinen Schritt getan hat, und ist dabei wohl sicherer als viele Geistliche, die Probleme damit hätten, aufrichtig begründen zu sollen, warum sie noch in der Kirche sind.

Übrigens: Weder hat der vormalig bedeutende Kirchensteuerzahler Herbert Steffen seine 30 Silberlinge durch Verrat erlangt, noch hat er sie für sich behalten, sondern ist seitdem vielfältig als Mäzen tätig geworden. 1994 erhielt er das Bundesverdienstkreuz am Bande. Seit dem Verkauf der Firma im Jahr 1995 half er auch als Unternehmensberater in östlichen Bundesländern.

Auf dieser eindrucksvollen Vorgeschichte baut das folgende Leben Herbert Steffens schlüssig auf, und sie führt zum eigentlichen Grund der heutigen Ehrung. Lieber Herbert, Du hast Dich auch künftig nicht einfach Deiner Freiheit in die Arme geworfen und hast einfach „privatisiert“, wozu ja alle Voraus-

setzungen gegeben waren. Auf Deinem wunderbaren Anwesen fanden gesellschafts- und kirchenkritische, aber auch naturwissenschaftliche Veranstaltungen statt.

2003 sprach bei einer solchen Veranstaltung Carsten Frerk, der 2002 sein Furore machendes Grundlagenwerk über „Finanzen und Vermögen der Kirchen in Deutschland“ herausgebracht hatte. Durch ihn lernte Herbert Steffen den jungen Pädagogen und Philosophen Michael Schmidt-Salomon kennen, der lange an der Universität Trier tätig gewesen und jetzt Dozent an verschiedenen Institutionen war. Schwerpunkte seiner Interessen waren u.a. Anthropologie, praktische Ethik, Gesellschaftstheorie und Wissenschaftstheorie, und mit geschliffener Feder hatte er schon viele luzide religionskritische Artikel geschrieben. Diese Begegnung sollte rasch bedeutsam werden für die Entwicklung eines modernen, unabhängigen weltlichen deutschen Humanismus.

Die beiden Persönlichkeiten passten genau zueinander: beide energiegeladen, mit fröhlichem Temperament, menschenfreundlich, optimistisch gestimmt, Neuem gegenüber aufgeschlossen, standfest und kaum einzuschüchtern. Beide waren in derselben regional-klerikalen Kultur großgeworden, hatten zahlreiche Gemeinsamkeiten im Denken und die Vision, dem etwas trüben und abgestandenen, geistig leicht vergifteten und daher Manches erstickenden großen Teich der wiedervereinigten neuen Bundesrepublik Deutschland eine biochemische Grundreinigung angedeihen zu lassen. Sie wollten ihm dauerhaft frisches Wasser zuführen und ihn kräftig belüften. Das war 2003 noch ein ungewisses Ziel, für dessen Verwirklichung aber die Zeit reif schien.

Es muss zwischen beiden gleich gefunkt haben: einem von alten Lasten befreiten wohlhabenden Senior und einem vielseitigen jungen Wissenschaftler auf der Suche nach neuen Aufgaben. Bereits nach zwei Wochen einigten sich beide auf die Gründung einer Stiftung zur Förderung des Evolutionären Humanismus, ein Begriff, der von dem bedeutenden Evolutionsbiologen und

UNESCO-Generaldirektor Julian Huxley geprägt worden war: Es war die geistige Geburt der „Giordano-Bruno-Stiftung“ (GBS), die bereits im April 2004 als gemeinnützige Stiftung staatlich genehmigt wurde.

Der auf Veranlassung der „heilig“ genannten Inquisition am 17.2.1600 auf dem Campo de' Fiori in Rom lebendig verbrannte Dominikaner Giordano Bruno hatte im Wesentlichen ein pantheistisches, heliozentrisches und vor allem naturalistisches Weltbild, in dem das Universum unendlich war, und Brunos Werk enthielt auch Impulse zu einer modernen Religionskritik. Der Stiftung geht es auf der Basis einer stets fortzuentwickelnden Evolutionslehre um ein friedliches und gleichberechtigtes Zusammenleben der Menschen im Diesseits unabhängig von ihrer jeweiligen Weltanschauung, sowie die Entwicklung von Grundzügen einer säkularen, evolutionär-humanistischen Ethik und ihre öffentliche Verbreitung.

Das Denken in der Stiftung und um sie herum ist schlicht aufklärerisch, wobei Gefühle und Kreativität selbstverständlich dazugehören. Aber man soll sein Handeln auf echte Gründe stützen und nicht auf irgendwelche nicht begründbare phantasievolle Annahmen. Das ist der Kern der von Herbert Steffen errichteten Stiftung, der er, zusammen mit Vorstandssprecher Schmidt-Salomon, bis heute tatkräftig vorsteht. Herbert Steffen trägt die Stiftung mit dem von ihm eingebrachten Vermögen und noch weit darüber hinaus, er ist gewissermaßen ihr Herz. Um Vieles kümmert er sich persönlich, pflegt die umfangreich gewordenen Kontakte und ist stets, wenn nicht in Aktionen direkt involviert, so doch bestens informiert.

Dass eine solche Stiftung Anklang finden würde, war klar. Niemand konnte aber vorhersehen, dass sie derart einschlagen und schnell so starke Wurzeln schlagen würde. Rasch gelang es, Wissenschaftler, Künstler, Schriftsteller und andere für den Stiftungsbeirat zu gewinnen. Ihre Zahl beträgt heute bereits 57, darunter etliche recht Prominente. Den Schwerpunkt bilden

Professoren der Naturwissenschaft und Philosophie, aber andere Disziplinen sind ebenfalls vertreten, einschließlich Künstlern und Schriftstellern. Schon bald hatte die GBS den Ruf einer ebenso lebhaft begrüßten wie ideologisch angefeindeten „Denkfabrik für Humanismus und Aufklärung“.

Fast unmittelbar nach Genehmigung der gemeinnützigen Stiftung richtete diese im Mai 2004 einen großen Festakt zum 80. Geburtstag von Karlheinz Deschner aus. Die mittlerweile schon zahllosen von der Stiftung initiierten und unterstützten öffentlichkeitswirksamen Aktionen hatten einen fulminanten Anfang mit Gegenveranstaltungen zum katholischen Weltjugendtag 2005, wobei ein riesiger Dinosaurier, der „Papst-Dino“ des genialen Jaques Tilly, Wagenbauer des Düsseldorfer Karnevals, zur geringen Freude Kardinal Meisners medienwirksam durch die Kölner Innenstadt gefahren wurde.

Die geistigen Grundlagen von Steffens' Stiftung sind detailliert zusammengefasst im erfolgreichen „Manifest des evolutionären Humanismus“, das Schmidt-Salomon im Stiftungsauftrag 2005 publiziert hat. Ebenfalls schon 2005 wurde der Förderkreis gegründet, dem damals 200 und nach stetigem Wachstum derzeit bereits ca. 4200 Personen angehören. Ihre freiwilligen Spenden tragen heute bereits erheblich zum Stiftungsetat in der Größenordnung von zwei Pfarrergehältern bei.

Aus dem Förderkreis haben sich mittlerweile schon 38 regionale Gruppen einschließlich Österreich und der Schweiz mit je eigenen Veranstaltungen entwickelt. Ebenfalls 2005 ging das sehr professionelle, aber ehrenamtlich betriebene Internet-Portal der GBS-Gründung „Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland“ (fowid) in Betrieb, das in unübertroffener graphischer Darstellung stark differenzierte statistische Daten zu Religion und Weltanschauung in Deutschland auf der Basis offizieller Statistiken, verbunden mit eigenen Korrekturen und Erläuterungen, bietet, ferner ein umfangreiches Archiv mit wissenschaftlichen Aufsätzen.

2006 ging, ebenfalls auf ehrenamtlicher Basis, natürlich wieder mit Unterstützung Herbert Steffens, das umfangreiche, aber kostenlos nutzbare Internet-Presseportal „Humanistischer Pressedienst – hpd“ an die Öffentlichkeit, in dem neben aktuellen Informationen aus Politik und Geistesleben und Buchbesprechungen seit Jahren auch verstärkt Informationen aus Österreich präsentiert werden, alles vernetzt mit der Tages- und Wochenpresse und internationalen Medien.

Aus den folgenden Jahren nur einige Stichpunkte: Religionsfreie Zone in München anlässlich des Papstbesuchs 2006 in Bayern, 2007 Vorstellung des neu gegründeten „Zentralrats der Ex-Muslime“ im Haus der Bundespressekonferenz in Berlin. Es war weltweit die erste, nicht ungefährliche Kampagne von abgefallenen Muslimen, die in mehreren europäischen Ländern Nachahmer gefunden hat. Aufmerksamkeit fand die erstmalige Verleihung des Deschner-Preises 2007 in der Aula der Universität Frankfurt a.M. 2008 gab es die Irritationen um das liebevoll gestaltete Kinderbuch „Wo bitte geht’s zu Gott? fragte das kleine Ferkel“, das Schmidt-Salomon zusammen mit dem Illustrator Helge Nyncke herausgebracht hatte. Der schließlich abgewehrte Antrag des Bundesfamilienministeriums, das Buch als jugendgefährdend einzustufen, kam mit seiner grotesken Begründung einem Rufmord gleich, trug jedoch erheblich zum großen Erfolg des Buches bei.

Im Darwin-Jahr 2009 anlässlich des 200. Geburtstags von Charles Darwin nahm die Stiftung die Gelegenheit wahr, ihre naturalistische Weltansicht, auch mittels eines umfangreichen Web-Portals, zu präsentieren und einen Darwin-Festakt in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt durchzuführen. 2010 beschäftigte sich die Stiftung intensiv mit dem Schicksal der zahllosen missbrauchten und misshandelten Heim- und Internatskinder und führte eine Kampagne zur Ablösung der seit 1919 verfassungswidrig nicht abgelösten bzw. eingestellten Staatsleistungen an die großen Kirchen durch. Dazu erschien

auch das an politische Entscheidungsträger und Journalisten versandte neue Grundlagenwerk des Stiftungsbeirats Carsten Frerk, das „Violettbuch Kirchenfinanzen“.

2010 konnte erreicht werden, dass auch Menschen, die wegen ihrer fehlenden Religiosität verfolgt wurden, Asylstatus erlangen konnten. Auch mit Gutachten, etwa gegenüber dem Deutschen Ethikrat, haben Mitglieder des Stiftungsbeirats Stellung bezogen. Recht erfolgreich ist die aktuelle bundesweite Kampagne „Gegen religiöse Diskriminierung am Arbeitsplatz“, GerDiA, an der die GBS wesentlich mitwirkt.

All dies und vieles andere, was ich hier nicht näher darlegen kann, insbesondere zahlreiche Medienauftritte des Vorstandssprechers und diverser Stiftungsbeiräte, wäre ohne das große Engagement von Herbert Steffen nicht möglich gewesen. Seine Frau Bibi Binot hat freilich einen beachtlichen Anteil daran. Dieser Tage hat ein Stiftungsbeirat gesagt, lieber Herbert, sie sei nicht nur Deine rechte, sondern auch Deine linke Hand. Und Du wusstest zu ergänzen: Sie ist auch mein Prellbock.

Zu guter Letzt: Die Stiftung hat sich als „Denkfabrik“ etabliert, auch wenn das zumindest in Bayern der breiten Öffentlichkeit noch nicht so recht bekannt gemacht wurde. Das wirft natürlich Fragen auf. Dass diese Denkfabrik, aufbauend auf notwendiger Kritik, wichtige positive Beiträge für die Qualität und Freiheitlichkeit unserer Gesamtgesellschaft zu leisten vermag, wird hoffentlich eines Tages auch ein größerer Teil ihrer heutigen Gegner begreifen.

Lieber Herbert, es ist mir eine große Ehre und Freude, Dir zur Verleihung des Ludwig-Feuerbach-Preises des Bundes für Geistesfreiheit Augsburg herzlich gratulieren zu dürfen.

Zum 75. Geburtstag:

hpd-Artikel von Carsten Frerk (2009)

Abseits vom Getümmel der großen Städte lebt in diesem kleinen abgelegenen Ort im Hunsrück ein Mann, von dem gesagt wird, dass er den legendären „Stein der Weisen“ gefunden habe. Wir waren vor Ort.

Allein schon der Name des Ortes, Mastershausen, klingt wie eine Verheißung. Nicht, als sei es eine Mischung aus einem Masters Turnier und Entenhausen, also im Sinne von Tennis spielenden Millionären, nein, ganz und gar nicht. Es klingt eher, als ob hier der Meister, der absolute Meister der Meister, der „Master“ zu finden ist, dass er hier lebt, schon seit langer Zeit, als man noch nicht von „wohnen“, sondern von „hausen“ sprach und damit sachbezogen meinte, dass jemand ein Haus habe – in dem er dann haust –, und die anderen eine Wohnung, in der sie wohnen.

Schon bei der Annäherung merken wir, dass etwas ungewöhnlich ist. Nach dem Verlassen der Bundesautobahn und dem Abbiegen von der Hunsrückhöhenüberlandstraße, in Kastellaun – ein Ort inmitten eines Straßenspinnennetzes, dessen verfallene Burgruine verkündete, dass hier die krasse Gewalt toben konnte, auch wenn die Leute jetzt lächelten –, ging es durch liebliche Landschaften, dann ein scharfes, plötzliches Abbiegen in der Kurve, Verschlafene wären glatt an dem Wegweiser vorbei gefahren. Die Landschaft verändert sich, wird welliger, die Bergschwünge höher, die Talfahrten tiefer und wieder im Tal an der verlassenen Burgruine vorbei, dem Balduinseck, wieder an einer Kurve, dann den Berg hinauf – waren wir schon an der Alten Eiche, dem „Eichbaum“ auf der Galgenhöhe vorbei? –, und plötzlich, in der Einöde eine steile Verteidigungsmauer vor uns, die sich dann allerdings als Fabrik herausstellte, und auf dem Podest der Straße Nr. 1 ein Forum. Hier sollte der Master also hausen.

Das Tor stand offen, so fuhren wir hinein, stiegen aus, die Stufen hinauf und schellten. Ein großes gläsernes Auge betrachtete uns, es schien zu blinzeln, so dass ich mir nervös mit den Fingern durch die Haare fuhr. „Ja bitte?“ ertönte unvermittelt eine Stimme aus dem Nirgendwo. „Ja, entschuldigen Sie, wir wollten Sie gerne sprechen.“ „Dann setzen Sie sich noch etwas auf die Bank neben der Tür. Ich bin noch unterwegs und in einer Viertelstunde wieder zu Hause.“

Verdutzt nickten wir. Wieso konnte der Mann uns sehen und aus der Entfernung mit uns sprechen? Also war an den Gerüchten, dass er über besondere Fähigkeiten verfügte, anscheinend doch etwas dran? Und dass er den Stein der Weisen gefunden habe?

Wir schlenderten auf der Terrasse etwas entlang und plötzlich lag der See vor uns. Wir blickten verblüfft herab: War dies der Jungbrunnen, in dem der Master täglich badete? War der runde Pavillon, der auf Stelzen im Wasser stand, der magische Kreis seiner Gefolgsleute, die Blutstreue geschworen hatten, sein Geheimnis nicht preiszugeben?

„Na, da schaut ihr aber?“ klang es plötzlich hinter uns. Wir drehten uns auf der Stelle um, als hätte er uns bei etwas Verbotennem ertappt, und fragten uns, ob wir richtig sahen. Der Master sollte sehr alt sein, doch vor uns stand ein vitaler Mann in besten Jahren.

Er bot uns einen Sitzplatz an und fragte, warum wir ihn sprechen wollten. Wir nahmen allen Mut zusammen: „Sie sollen den Stein der Weisen gefunden haben?“ „Was soll ich gefunden haben, den Stein der Weisen?“ Er lachte dabei, als hätten wir Scherze gemacht. „Ja!“ „Und was soll das sein?“ „Je älter Sie werden, desto jünger scheinen Sie zu sein!“ „Ich?“ Und wieder hörten wir dieses herzliche Lachen. „Und das soll der Stein des Weisen sein?“ Meine Stimme senkte sich zum Flüstern: „Ja! Das Geheimnis des Ewigen Lebens!“

„Ach nein, da kann ich Sie beruhigen, ich werde genauso sterben, wie alle anderen auch. Aber das Leben macht mir immer

noch so einen Spaß, dass ich mir damit wohl noch ein bisschen Zeit lasse.“ Wir nickten, fragten: „Und wieso entsteht dieser Eindruck von älter und gleichzeitig jünger werden?“ Er schwieg, sah anscheinend in sich hinein und schaute uns dann an: „Das ist ganz einfach: Erstens eine sinnvolle Arbeit, zweitens persönliche Zufriedenheit und Anerkennung, drittens eine mir zugewandte Lebenspartnerin, viertens ein Freundeskreis und fünftens eine nicht zu bändigende Neugier, was alles noch passiert.“

„Das ist die Quadratur des Kreises?“ „Nicht doch, das waren fünf und keine vier Elemente!“ „Und keine Sechs?“ „Sicherlich, aber man muss ja nicht über alles reden.“ „Und das hält Sie so jung?“ „Das kann man wohl sagen.“ „Dann ist das also der Stein der Weisen!“

Das Herz des evolutionären Humanismus:

Interview mit dem Magazin „Diesseits“ (1/2014)

„Die Kraft, die ich früher in meine Liebe zum Gott der Bibel investiert habe, investiere ich heute in Menschen“, sagt Herbert Steffen. Der ehemalige Unternehmer aus dem erzkatholischen Hunsrück legt seit seinem Kirchenaustritt vor über 35 Jahren unermüdlich Grundsteine für Humanismus und Aufklärung. Ein Gespräch mit Herbert Steffen, die Fragen stellte Arik Platzek.

Das Schwerpunktthema unseres Magazins heißt in diesem Jahr „Utopien“: Bitte skizziere mir doch knapp eine Utopie von dir.

Ich stelle mir vor, dass sich die Menschheit in hundert oder zweihundert Jahren so weit entwickelt hat, dass religiöse Überzeugungen keinen Einfluss mehr auf die Weltpolitik haben. Vielleicht wird die technologische und kulturelle Evolution sogar so weit voranschreiten, dass kein Mensch es mehr nötig haben wird, aus dem „irdischen Jammertal“ in eine religiöse Traumwelt zu flüchten. Mein Freund und Kollege Michael Schmidt-Salomon hat diese Utopie in seinem neuesten Buch „Hoffnung Mensch – Eine bessere Welt ist möglich“ (erscheint am 10. März im Piper-Verlag) sehr eindrucksvoll geschildert.

Du bist seit langem Deschner-Mäzen. Deschner ist in Bezug auf die katholische Kirche eine sehr entschiedene Persönlichkeit. Mit welchen Worten würdest Du selbst heute dein Verhältnis zu den Kirchen und Religionen beschreiben?

Als fundamentaler (d.h. überzeugter) Katholik habe ich lange gebraucht, mich intellektuell von der Kirche zu befreien. Als ich dann Jahre später Deschners Buch „Abermals krähte der Hahn“

in die Hände bekam, erfasste mich eine solche Wut über die ungeheuren Verbrechen des Christentums, dass ich mich auch emotional von ihr lösen konnte. Seither stehe ich den Religionen skeptisch und religiösen Institutionen wie den Kirchen ablehnend gegenüber.

Glaubst Du, dass Religion einmal von der Erde verschwinden wird? Welche Schlüsse ziehst Du daraus für dein Wirken als Mäzen und Stifter?

Eine Antwort auf diese Frage fällt mir schwer, da ich kein Prophet bin und auch nicht zu den „orakelnden Philosophen“ gehöre. Zudem ist mir unklar, was du hier unter „Religion“ verstehst. Allerdings meine ich, dass es für das Zusammenleben der Menschen gar nicht so bedeutsam ist, ob sie einer religiösen Gemeinschaft angehören oder nicht. Viel entscheidender ist es, ob sie die Grundprinzipien einer modernen, aufgeklärten Gesellschaft akzeptieren. Für die Durchsetzung dieser Prinzipien setzt sich die Giordano-Bruno-Stiftung ein.

Der Volksmund sagt, hinter jedem großen Mann steht eine starke Frau. Wieviel Wahrheit steckt aus deiner Sicht in diesem Spruch?

Ob dieser Spruch evidenzbasiert ist, vermag ich nicht zu sagen – vermutlich eher: nein. Schließlich war so mancher „große Mann“ homosexuell, andere waren „hetero“, lebten jedoch nicht in einer Beziehung mit einer Frau. Wie dem auch sei: Mit mir persönlich hat diese Frage nichts zu tun, da ich mich nie und nimmer als „großen Mann“ bezeichnen würde. Allerdings ist völlig klar, dass hinter oder genauer: neben mir eine „starke Frau“ steht. Ohne die Liebe und Unterstützung meiner Frau Bibi, die auch Kuratorin der Stiftung ist, wäre mein Leben nicht so glücklich und hätte die Stiftung nicht die Heimat gefunden, die ihr heute das „Haus Weitblick“ in Oberwesel bietet.

Was treibt dich an, so viel von deinem Leben in diese Sache zu investieren?

Es gibt viele Möglichkeiten, seinem Leben einen Sinn zu geben. Als Unternehmer habe ich meine Zeit darauf verwendet, Arbeitsplätze zu schaffen, die Menschen ordentlich zu entlohnen und fair zu behandeln (dazu gehörte auch die Beteiligung der Mitarbeiter am Unternehmensgewinn). Daran muss ich heute manchmal denken, wenn ich höre, dass Investoren jublieren, wenn „ihr“ Unternehmen ankündigt, Mitarbeiter zu entlassen. Nach meinem Leben als Unternehmer habe ich meine Kraft daran gesetzt, es Karlheinz Deschner zu ermöglichen, seine große „Kriminalgeschichte des Christentums“ zu vollenden. Seit 2004 richtete ich, zusammen mit Michael Schmidt-Salomon und vielen anderen engagierten Mitstreitern, meine Anstrengungen auf den Aufbau der Giordano-Bruno-Stiftung. Das kostet natürlich Zeit, Kraft und Geld. Aber ich habe mal von einem klugen Menschen gehört, dass der Altruist der cleverere Egoist ist, weil geteilte Freude doppelte Freude und geteiltes Leid halbes Leid ist.

Wie viele Stunden pro Woche arbeitest Du heute für das Projekt gbs?

Wie viele Stunden pro Tag oder pro Woche ich arbeite? Ich weiß es nicht. Die Beschäftigung mit diesen Dingen ist für mich keine Arbeit, sondern pure Lebensfreude. Der Kontakt mit den vielen Menschen, die ich ohne die Stiftung nie im Leben kennengelernt hätte, und die Erfolge, die die Stiftung in den knapp zehn Jahren seit ihrer Gründung verbuchen konnte, entschädigen mich vielfach für alles, was ich dort „investiere“.

Wie gehst Du damit um, wenn sich andere religionsfreie Menschen überhaupt nicht für solche Themen interessieren?

Über mangelndes Interesse brauchen wir uns eigentlich nicht zu beklagen. Im Gegenteil: Wir haben in den letzten Jahren sehr viel mehr Zuspruch erhalten, als wir erwarten durften. Deshalb stört es mich nicht sonderlich, wenn jemand meint, dass ihn die Themen der Stiftung nicht interessieren.

Was brauchst Du unbedingt, um dich zu erholen, worin findest Du neue Kraft?

Genauso wie in meinem Unternehmerleben ist die „Arbeit“ für mich eine Art „Erholung“. Hätte ich nichts zu tun, würde ich mich sicher fürchterlich langweilen. Ein Achtstundenschlaf, der bei mir normal ist, genügt mir vollkommen, um meine Arbeitskraft zu regenerieren.

Gibt es eigentlich etwas, das Dir heilig ist?

Ich kann mit dem Wort „heilig“ nichts anfangen; vielleicht bin ich wegen meiner religiösen Phase allergisch dagegen. Wenn mit der Frage „Wichtiges“ oder gar „Lebensnotwendiges“ gemeint ist, dann ist es die Liebe zu meiner Frau und die Freundschaft zu den Menschen, die mir nahestehen.

Ist Dir eine weltanschauliche Gemeinschaft, also das Zusammengehörigkeitsgefühl und Zusammenkommen mit Menschen gleicher oder ähnlicher Überzeugungen in gewisser Hinsicht wichtig oder eher unwichtig?

Natürlich bin ich gerne mit Menschen zusammen, die meine Weltanschauung nicht nur teilen, sondern auch bereit sind, sich dafür – im Rahmen ihrer Möglichkeiten – zu engagieren (für Menschen, die nur reden, aber nichts tun, habe ich keine großen Sympathien). Ich halte es allerdings auch mit Albert Einstein, der sagte: „Ein Abend, an dem immer alle einer Meinung sind, ist ein verlorener Abend“.

Wie sehr interessieren dich im Rahmen der Stiftungsziele und als Humanist internationale Lagen und Entwicklungen? Wie nimmst Du daran Anteil?

Selbstverständlich beobachte ich (beobachten wir in der GBS) die Entwicklungen in der Welt. Wir haben auch einige internationale Kampagnen unterstützt (etwa zur Freilassung von Frauen, die im Iran gesteinigt werden sollten) und stehen in Kontakt

mit internationalen Organisationen, beispielsweise der Richard Dawkins Foundation. Aufgrund unserer beschränkten Ressourcen haben wir uns in der Vergangenheit auf den deutschsprachigen Raum konzentriert, die internationale Zusammenarbeit soll in den nächsten Jahren aber verstärkt werden.

Wie viele Frauen hast Du geliebt? Welche Rolle spiel(t)en Liebe und Freundschaft in deinem Leben?

Wie man sich denken kann, bin ich als ehemaliger prinzipientreuer Katholik auf diesem Gebiet nicht sonderlich erfahren. Mit meiner ersten großen Liebe war ich verlobt. Nachdem sie mich verließ, habe ich meine zweite große Liebe geheiratet, lebte fünfunddreißig Jahre glücklich mit ihr zusammen und wir bekamen vier Kinder. Dann tauchte meine frühere Verlobte wieder auf: Wir verliebten uns aufs Neue und sind heute verheiratet.

Kannst Du mir drei Prinzipien oder „Werte“ nennen, welche Dir persönlich besonders wichtig sind?

Mit dem „Prinzip der gleichen Berücksichtigung gleicher Interessen“ kann man, wie ich meine, alle relevanten ethischen Probleme lösen. Den Glauben an „absolute Werte“ sollten wir hingegen ablegen. Ein Beispiel: Ich persönlich halte Ehrlichkeit für eine Tugend, die das Zusammenleben enorm erleichtert. Allerdings wäre es unethisch, jederzeit ehrlich zu sein. Michael Schmidt-Salomon hat das im „Manifest des evolutionären Humanismus“ prägnant beschrieben: „Wer in der Nazidiktatur nicht log, sondern der Gestapo treuherzig den Aufenthaltsort jüdischer Familien verriet, verhielt sich im höchsten Maße unethisch – im Gegensatz zu jenen, die Hitler durch Attentate beseitigen wollten, um Millionen von Menschenleben zu retten.“ Man sollte moralischen Geboten und Verboten also niemals blind folgen, sondern in der konkreten Situation abwägen, mit welchen Konsequenzen die jeweilige Entscheidung verbunden wäre.

Wie soll man sich einmal an dich erinnern?

Nichts von dem, was ich getan habe, tue oder noch tun werde, machte oder mache ich, um mir ein Denkmal zu setzen. Schon der Wunsch nach diesem Interview hat mich nicht unbedingt erfreut. Ich stehe ungern im Mittelpunkt (Epikur riet seinen Anhängern nicht ohne Grund: „Lebe im Verborgenen!“) und bin zufrieden und glücklich, wenn ich anderen Menschen helfen kann (in diesem Sinne bin ich, wie bereits angedeutet, ein „cleverer Egoist“).

„Gottlos glücklich – ein erfülltes Leben braucht keinen Glauben“ lautete ein Motto der deutschen Buskampagne. Bist Du immer noch davon überzeugt? Führt ein glaubensfreies Leben automatisch zu einem erfüllteren Leben?

Es mag nicht automatisch zu einem erfüllteren Leben führen, aber bei mir war dies eindeutig der Fall – und das sage ich aus voller Überzeugung! Meine Zeit als Christ war sehr viel mehr von der Höllenangst geprägt als von der Freude auf den Himmel. Ich bin noch zehn Jahre nach meinem Kirchenaustritt morgens schweißnass aufgewacht, weil ich geträumt hatte, ich sei in der Hölle. Ich weiß von etlichen meiner früheren Kameraden und Freunde, dass diese tiefsitzende, im Kindesalter eingeprägte Höllenangst immer noch so virulent ist, dass sie das allein von einem Kirchenaustritt abhält, obwohl sie sonst mit der Kirche nichts mehr am Hut haben. Ich kann daher aus tiefster Überzeugung sagen: Die Abkehr von Kirche und Christentum hat bei mir ganz eindeutig zu einem ruhigeren, angstfreieren, erfüllteren und vor allem toleranteren Leben geführt.

Du feierst in diesem Jahr deinen 80. Geburtstag. Was erhoffst Du dir, was die Stiftung in den nächsten zehn Jahren erreicht und wo sie dann steht?

Es ist keine Leistung, achtzig Jahre alt zu werden, eher Glück – zumindest dann, wenn man dieses Alter bei guter Gesundheit erreicht und weiß, wofür es sich (noch) zu leben lohnt. Ich er-

hoffe mir, dass die Stiftung weiter wächst und es ihr in Zukunft noch besser gelingen wird, humanistisch-aufklärerische Positionen in die gesellschaftliche Debatte einzubringen. In dieser Hinsicht haben wir ja noch einiges zu tun. Die Themen, die wir behandeln, betreffen die gesamte Lebensspanne, von der Präimplantationsdiagnostik bis zur Sterbehilfe. Bislang haben die Kirchen noch die Oberhoheit bei solchen Fragestellungen inne, aber ich denke, dass sich dies in den nächsten zehn Jahren ändern wird.

Kannst Du dir vorstellen, worin Du deine Ressourcen investiert hättest, wenn Religion oder Kirche nicht (mehr) diese Rolle für die Gesellschaften gespielt hätte?

Wahrscheinlich hätte ich mich in anderer Form gegen das Unrecht in der Welt und für die Durchsetzung besserer Lebensverhältnisse für alle eingesetzt.

Viele Gläubige berichten, dass sie in ihrem Leben irgendwann einmal im Glauben oder an Gott gezweifelt haben. Du hast hier einen klaren Weg hinter dir. Bist Du heute eher Atheist oder Agnostiker? Hast Du schon mal an deinen in den vergangenen Jahrzehnten entwickelten Überzeugungen fundamentale Zweifel entwickelt? Falls ja, woran?

Strenggenommen können wir nicht beweisen, dass es keinen Gott gibt – schon alleine deshalb, weil der Begriff „Gott“ nicht klar definiert ist. Einen Gott, wie ihn die Bibel und der Koran beschreiben, halte ich aber für ganz und gar illusorisch. Darüber hinaus ist in den letzten Jahren meine Überzeugung dahingehend gewachsen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass es eine „gestaltende Kraft“ am Anfang aller Dinge gab, die heute noch in die Naturgesetze eingreifen kann und will, gegen Null tendiert. In der Praxis bin ich daher ein fröhlicher Gottloser: Die Kraft, die ich früher in meine Liebe zum Gott der Bibel investiert habe, investiere ich heute in Menschen.

Hast Du vor irgendetwas Angst, was bereitet Dir besonders große Sorgen?

Natürlich Sorge ich mich, wie wohl jeder Mensch, um meine Gesundheit und fürchte mich vor dem Verlust meiner Autonomie. Deshalb habe ich die Weichen dafür gestellt, dass mein Sterben – sofern mich nicht ein Infarkt dahinrafft – selbstbestimmt ist. Früher war mein Leben und der Ausblick auf mein Sterben fremdbestimmt (Gebote, Verbote). Heute bin ich glücklich, mit dem äußeren wie inneren Austritt aus der Kirche meine Autonomie gewonnen zu haben.

Humanisten haben viele Hoffnungen, Ziele und Wünsche: Was würdest Du in deinem Leben noch zu gern erleben wollen?

Nicht nur Humanisten, alle Menschen haben Hoffnungen und Wünsche. Ich wünsche mir, noch einige Jahre gesund und glücklich zu leben und mitzuhelfen, die Welt etwas besser zu machen.

»Ich stamme aus dem Mittelalter«, schreibt Herbert Steffen. Die Hälfte seines Lebens war er gefangen in der geistigen Enge eines streng katholischen Weltbildes. Doch allmählich entwickelte er sich vom katholischen Hardliner zu einem konsequenten Freigeist, der den Kirchenkritiker Karlheinz Deschner unterstützte und die Giordano-Bruno-Stiftung gründete.

Die Lebenserinnerungen eines Mannes, der spät, aber nicht zu spät, »gottlos glücklich« wurde.

